

»Die Feinde Goethe und Heine«

— was ist denn das? Feinde? Weil Goethe den Besucher Heine einmal schlecht behandelt und der Journalist Heine sich dann durch eine abfällige Bemerkung schadlos gehalten hat, darum kann man doch nicht gleich von Feindschaft sprechen? Aber liest man weiter, so merkt man schon, daß es dem Herrn Nordau gar nicht einfällt, es so zu meinen wie er es schlecht ausdrückt, sondern Goethe und Heine seien im Gegenteil vereint in der Feindschaft, die ihnen jetzt in Frankreich entgegengebracht wird, sie sind also vielmehr Freunde, was aber auch nicht ganz dem wahren Sachverhalt entspricht, denn man kann doch nicht gut annehmen, daß Goethe es nicht vorziehen würde, ohne den Kompagnon aus Frankreich ausgewiesen zu werden. Nordau behauptet, daß Goethe jetzt in Frankreich beschimpft, verunglimpft, angeflegelt, zerfetzt, herabgewürdigt werde, also daß ihm annähernd so mitgespielt wird wie andern bedeutenden Menschen von Herrn Nordau. Aber wenn es wahr ist, daß ein Esel in der Revue des Deux Mondes Goethe als den Repräsentanten der heutigen deutschen Wesenseigenschaften auffaßt, der seine eigenen Anschauungen im Faust durch die Raufbold, Habebald und Haltefest aussprechen lasse und die »Philosophie eines schneidigen Drillunteroffiziers« vertrete, dann müßte die heutige deutsche Publizistik den Franzosen doch mit viel mehr Recht eine Überschätzung Goethes vorwerfen, der ja einen verirrt und zum Heil des deutschen Wesens abgetanen Einzelfall bedeutet, wie heuer ganz ausdrücklich in Berlin klar gestellt wurde. Ferner wäre darauf hinzuweisen, daß ihnen, wenn Herr Nordau wirklich recht hätte mit seiner scherzhaften Klage über die »Entziehung des Bürgerrechts« im Falle Goethe, doch dadurch, daß sie im Falle Nordau Ernst gemacht haben, immerhin eine reinliche literarische Handlung gutzuschreiben wäre. Ja, es dürfte wohl auch nicht zu bestreiten sein, daß selbst die härteste Behandlung, die sie sich — ein Hundertstel der von der Journalistik behaupteten Fälle zugegeben — gegenüber Ausländern zuschulden kommen ließen, reichlich durch die Abschiebung des einen Nordau wettgemacht wird, genau so wie Rußland viel Unrecht im voraus dadurch gesühnt hat, daß es schon in Friedenszeiten den Brandes nicht über die Grenze ließ. Daß die Pariser sich gegen die abziehenden Ausländer anständig, ja nobel benommen



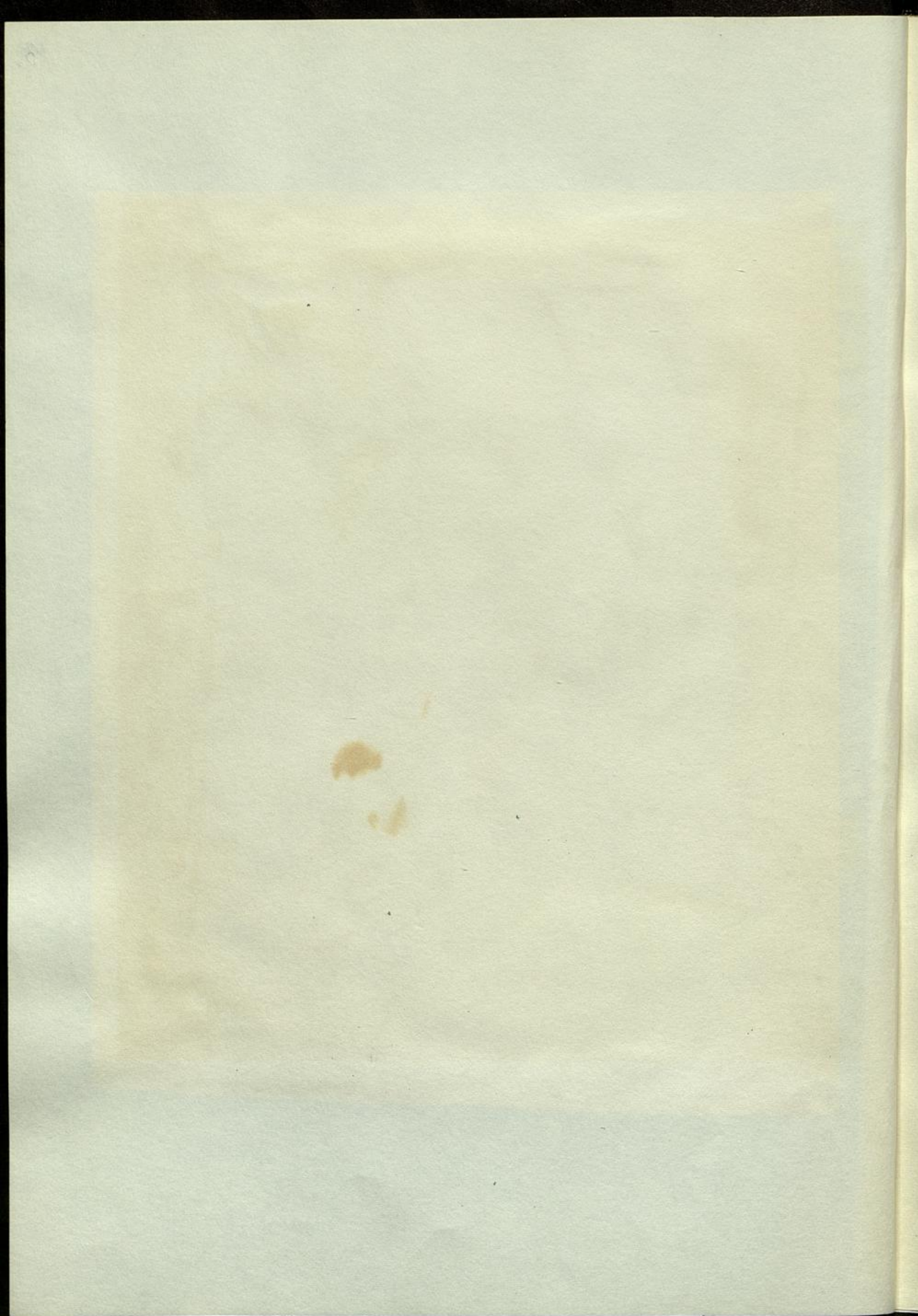
haben, hat Herr Nordau selbst, im Gegensatz zu der telegraphischen Berichterstattung, zu erzählen gewußt, er scheint aber jetzt, da ihm eine Hoffnung schwindet, sich entschlossen zu haben, entweder die Wahrheit zurückzuziehen oder die Wahrheit zu sagen. Ein zuverlässiger Zeuge für den Modus bei Abschiebungen dürfte Herr Nordau nicht sein, er macht den Eindruck der Befangenheit, und wenn es nicht zu langweilig wäre, einen Autor wie Herrn Nordau auch noch zwischen den Zeilen zu lesen, so würde man den Verdacht gewinnen, daß er den Franzosen nur Härte gegen Goethe vorwerfe, weil er sie der Härte gegen Nordau beschuldigen will. Die Leidensgenossenschaft mit Heine wäre, wiewohl dieser Pariser Korrespondent immerhin geschickter war, nicht gerade ein Anspruch, den man Herrn Nordau als Unbescheidenheit auslegen müßte. Und wenn der Graf Karolyi darauf stolz war, bei gleicher Gelegenheit in gleichem Raum die persönliche Bekanntschaft des Nordau zu machen, so darf ein engerer Kollege sich die Schicksalsgemeinschaft schon gefallen lassen.

Wie stehts nun aber mit diesem? Sollte es denn wahr sein, daß ~~die Franzosen~~ sich hier endlich zu einer radikaleren Maßnahme entschlossen haben? Was man in der Kriegszeit an französischen Äußerungen über Heine vernommen hat, schien eher auf den trostlosen Entschluß hinzudeuten, nunmehr den aus dem alldeutschen Deutschland Verbannten für Frankreich zu reklamieren und sein Schicksal gegen Deutschland auszuspielen. Ein pariser Schmock verstieg sich, als wäre er ein berliner, so weit, Heine als den größten deutschen Dichter zu feiern, für den natürlich Deutschland nicht das geringste Verständnis habe. Für solche Eseleien entschädigt die Gewißheit, daß der französische Kunstgeschmack die politische Ablehnung Heines durch Deutschland immer ganz richtig eingeschätzt und das deutsche Kunstphilisterium immer für fähig gehalten hat, dem Dichter Heine aufzusitzen. Der Vicomte Voguë hat vor ein paar Jahren den — für einen, der glaubt, daß Sieg und Kultur gemeinsam errungen werden — ziemlich perspektivischen Satz geschrieben, daß die Errichtung eines offiziellen Heine-Denkmal in Deutschland in einem künftigen Krieg Frankreich die Aufstellung von fünf Armeekorps ersparen könnte. Es war vorauszusehen, daß die Kriegssituation das politische Moment des Falles Heine in den Vordergrund schieben und daß sich ein paar Schwachköpfe in Frankreich zusammentun würden, um den »Deutschenfeind« Heine

H Frankreich
107

2.

als den größten Dichter, den die Deutschen je besessen haben, auszurufen. Nach der Darstellung des Herrn Nordau aber, in dessen Literaturhorizont solche Ansicht gepaßt hätte, scheint sich gerade jetzt auch jemand gefunden zu haben, der hier eine dem Herrn Nordau peinliche Klarheit schafft und die Persönlichkeit Heines an Deutschland wieder dankend zurückstellt. Herr Nordau beginnt denn auch prompt zu zitieren: »Wo wird einst des Wander- müden letzte Ruhestätte sein?«, nennt ihn einen »prometheischen Dulder«, spricht von seiner »deutschen Schwerblütigkeit«, die ihm auch seine dümmsten Verehrer bisher nicht nachgerühmt haben, und erzählt, daß zu seinem Grab am Montmartre als zu einem geweihten Wallfahrtsort Hunderttausende gepilgert seien, »die der Liebeswonne, dem Leid, der Sehnsucht, der Hoffnung, der Enttäuschung der eigenen Seele durch den Nachtigallenschlag der Heineschen Lieder einen beseligenden, tröstenden oder erlösenden Ausdruck gegeben hatten«, zu denen aber hauptsächlich Deutsche zählten und solche Ausländer, »die in den deutschen Kulturkreis eingetreten sind«. »Aus den Tiefen des französischen Volkes« seien diese Huldigungen nur in seltenen Fällen aufgestiegen, nur aus den Tiefen des deutschen Volkes, wobei Herr Nordau natürlich an seelische Tiefen denkt und sich nur, da er allzulange nicht aus Frankreich ausgewiesen wurde, schlecht ausdrückt. Aber bloß die »Gemeinde« habe so gefühlt, sonst wurde »der größte Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, in der Heimat verfolgt und verleugnet. Das Lied »Fischerin du kleine« war seinerzeit von den Werkeln nicht so abgespielt wie diese Walze, ja selbst »Ich weiß nicht was soll es bedeuten« ist origineller. Nun aber, klagt Herr Nordau weiter, beginnen die deutschen Schmähungen gegen Heine in Frankreich einen Widerhall zu wecken. Im Mercure de France habe einer jener erzreaktionären Schufte, die sich schon an Dreyfus versündigt haben, auch Heine verunglimpft. Es wurden ihm — wie kleinlich — seine Bettelbriefe an seinen Oheim Salomon, Erpressungen an Meyerbeer und dergleichen vorgeworfen. Dies schon vor dem Krieg, nun aber erst recht und nur mit dem Unterschied, daß Heine früher als korrupter Jude und jetzt, weil dies dankbarer sei, als korrupter Deutscher hingestellt werde. Vielleicht macht der französische Nationalismus hierin einen geringern Unterschied als Herr Nordau glaubt, und vielleicht ist es jenem nur darum zu tun, nachzuweisen, wie unbeirrbar das deutsche Kunstgefühl und wie durch ein halbes Jahrhundert tragfähig der deutsche Glaube an einen Lyriker ist, dessen Reimfähigkeit, Sentimentalität und flache Witzigkeit ihm Qualitäten bedeuten, die er von dem oft durchschauten Privatcharakter streng zu trennen weiß. Herr Nordau versteht das nur nicht, er glaubt ja auch, der Nachtigallenschlag habe nicht das geringste mit den finanziellen Dingen zu schaffen, und diese seien Kleinigkeiten:



48

... Eine deutsche Zeitschrift veröffentlichte vor kurzem unbekannte Briefe des Dichters an die Baronin James Rothschild in Paris, die kein anderes Interesse hatten, als höchstens das von kleinen anekdotischen Nachträgen zur Lebensgeschichte des Dichters. In ihnen entschuldigt Heine sich bei der Gattin wegen kleiner Neckereien gegen ihren Mann und gibt ihnen eine möglichst harmlose Deutung. Dieser Briefe bemächtigt sich der französische Schmärer, übersetzt sie tendenziös, versieht sie mit einem Kommentar, der einem Inquisitor höchste Anerkennung abgewinnen würde, und zieht aus ihnen den Schluß, daß es eine Schande sei, Heine noch länger in einer französischen Bücherei, in einem anständigen französischen Hause zu dulden, und daß jeder gute Franzose es als seine vaterländische Pflicht erkennen müsse, diesen deutschen Eindringling, der sich an den französischen Herd eingeschlichen habe, mit Fußritten über die Grenze zu jagen.

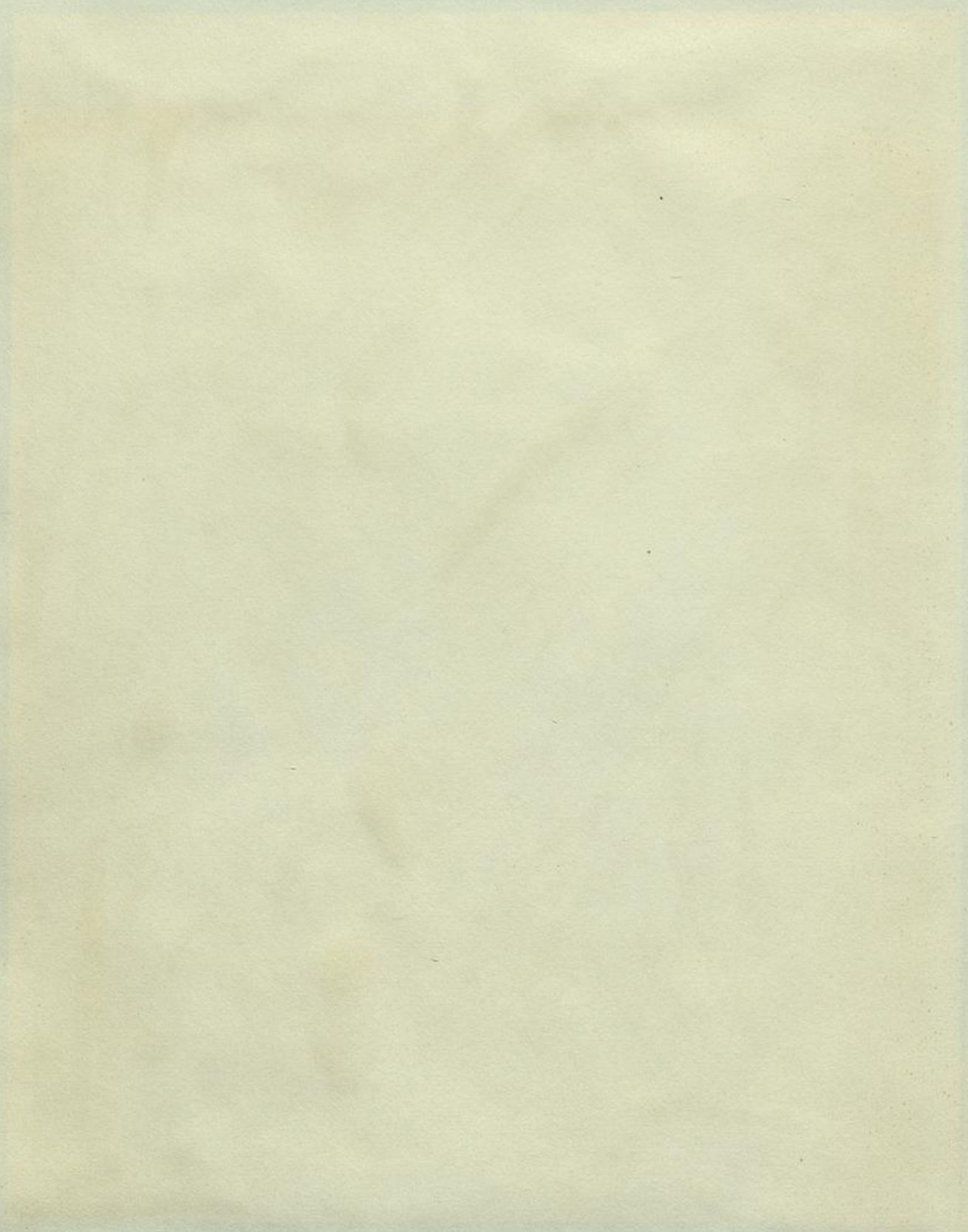
Der Herausgeber der Briefe, ein Herr Hirth, meldet sich nun zu einer »wichtigen Berichtigung« und erklärt indigniert, es seien keineswegs kleine anekdotische Nachträge, sondern höchst interessante Dokumente zum Beweise von Heines finanzieller Unschuld. Weder die Auffassung des Herrn Nordau von der Belanglosigkeit des Vorwurfs noch die des Herrn Hirth von der Wichtigkeit des Gegenbeweises scheint mir zutreffend. Vielmehr glaube ich, daß diese Briefe interessante Dokumente sind, zwar nicht zum Beweise des Vorwurfs, daß der Briefschreiber »im Solde des Hauses Rothschild gestanden sei«, wohl aber der Tatsache, daß er vom Hause Rothschild keinen bekommen hat, und daß er sich mit unregelmäßigen Zuwendungen begnügen mußte. Vor allem aber bin ich der Meinung, daß es delikate Belege sind für eine schwärmerische Gemütsart, die nichts dafür kann, wenn ihr zwei Tonarten durcheinandergehen und der Troubadour sich an den Sozialkritiker erinnert, der den Rothschild anzugreifen hatte. Der Herausgeber der Briefe schwelgt denn auch in der Vorstellung, daß ein Dichter wie Heine zwischen der Poesie der Gattin und der Prosa des Gatten nicht anders wählen und sich nicht anders benehmen konnte:

... Dort (selbst in Frankreich) wußte man die Briefe Heines an die Baronin Rothschild ganz anders und richtig auszulegen; man sah in ihnen, was sie auch wirklich sind, wundervolle Ergüsse einer reichen Dichterseele, die in starker ideeller Abhängigkeit vor des Barons James Gattin stand. Mit Geld haben diese Episteln eines Poeten nichts zu tun; sie lehren nur das eine, daß Heine, der die Baronin angeschwärmt, es innerlich beklagen mußte, sie, die feinnervige Frau, an einen nicht gerade von Poesie erfüllten Mann gebunden zu sehen. Kann ein Dichter der Liebe, wie es Heine ist, anders empfinden? Und mußte er nicht, wenn er dieses Gegenbild von Mann und Frau sieht, zur Ironie greifen, um den Mann ein wenig zu verulken? Welcher Dichter könnte anderes tun? Nein, kein Schatten fällt auf Heine nach seinen Briefen an die Baronin Rothschild. Reiner, anziehender und liebenswürdiger steht er jetzt da, als bevor man diese Schreiben kannte. ... Baronin Betty hat den Dichter wohl verstanden; das können ihre Antwortbriefe an Heine lehren, die demnächst von mir in der »Deutschen Rundschau« publiziert werden.

3

Mit der eigenen Diskretion und mit der eines Dichters mag ja ein Literarhistoriker es halten wie er will. Ob es Sache des Genius ist, zur Ironie zu »greifen«, irgend jemanden »ein wenig zu verulken« und zumal, wenn er dessen Frau anschwärmt, ob ein Dichter der Liebe nicht doch anderes tun könnte, ob ein Publizist den Rothschild nur anzugreifen hat, weil er der Besitzer einer feinnervigen Frau ist, und ob eine Vermischung beider Agenden den Satiriker oder den Seladon oder beide ethisch verkürzt, darüber wollen wir mit dem Herrn Hirth nicht in Streit kommen, für den der »Poet« eine Erscheinung ist, die ganz nebenbei und gleichsam als Privatbeschäftigung »Ulke« und sonstiges treiben kann. Die Briefe Heines enthalten Stellen, deren »famillionärer« Ton, wie der Schreiber in Angelegenheiten des Hauses Rothschild sich gern ausdrückte, schon eine recht unappetitliche Auffassung von starker ideeller Abhängigkeit verrät. Der Literarhistoriker, dessen Lebensaufgabe die Einnischung in einen fremden Briefwechsel ist, mag ja glauben, daß durch seine Bemühung eine Persönlichkeit noch reiner, anziehender und liebenswürdiger dastehe, als man sie ohnedies schon gekannt hat. Wie sehr ihm dies im Falle Heine gelungen ist, davon konnte man sich aus der leicht faßlichen Inhaltsangabe überzeugen, mit der Herr Wittmann — einmal vor dem Krieg — Hirths weiteren Heine-Briefwechsel einem dem Milieu vertrauten Publikum empfohlen hat. Herr Hirth, der dem Nordau vorwirft, daß er die Heine-Rothschild-Briefe nur aus der französischen Entstellung kenne, wird meine Bezugsquelle für die andern gewiß unbedenklich finden. Sie hat mir das Studium des allzu reichen Originals erspart, ich durfte ihr zutrauen, daß sie sich die besten Behelfe für die Ehrenrettung Heines nicht entgehen ließ, und sie hat den Vorzug, daß sie gleich auch den rechten Geschmack und die den Interessenten sympathische Auffassung mitbringt. Im Gegensatz zu Herrn Nordau benütze ich eben nicht tendenziöse und gehässige Heine-Kommentare, sondern halte mich an die freundlichen und authentischen. Der Herr Hirth also, der mir keinen Vorwurf machen soll, hat das Verdienst, die ganzen Heineschen Familienaffären, diese durch keinen Humor bezahlte Stofflichkeit der Budapester Orpheumgesellschaft, unverstümmelt und von jeder unnötigen Diskretion befreit vor der Welt ausgebreitet zu haben, und Herr Wittmann rühmt ihm des öfteren einen »heiligen Zorn« nach, der ihn über das Vorgehen der Mischpoche erfaßt habe, die anstatt einfach die Auskramung der Details ihrer Privatschmutzerei zu verbieten, sich mit Fälschungen begnügt hatte, bis Herr Hirth auf den Plan trat und »die peinliche Kleinarbeit des Restaurators« übernahm, »der die Gliedmaßen des zerschlagenen Götterbildes mühsam zusammenklaubt, um sie wieder harmonisch zu einem Ganzen zu fügen«. Einen glücklicheren Vergleich als jenen mit dem Götterbild findet Herr Wittmann, wenn er von einem »papiernen Herkulesgeschäft« spricht, »das aber auch als un-

lit



eriäßlich erschien«. Der Bruder Maximilian zum Beispiel hatte ehemals aus den 4800 Franks, die der Onkel Salomon gezahlt hat, rund 8000 gemacht; aber es bleibt in diesem Wirrwar von Zahlen und Gefühlen ziemlich gleichgültig, ob er nicht vielleicht besser informiert war als der Bruder Harry. »Das sind übrigens Kleinigkeiten«, meint Herr Wittmann. Die Tragik in Heines Leben beruht in etwas ganz anderem. Er ist beim Testament beschummelt worden. Er hat dem Onkel einen Kondolenzbrief zum Tod der Tante geschrieben, »aus tiefbewegter Seele«. Der Vetter Karl aber hat den Brief unterschlagen und der Onkel Salomon lebte nun weiter in dem Glauben, Heine sei herzlos, bis er starb. Darum ist »der Pariser Singvogel« beim Testament so schlecht weggekommen, darum spricht er in einem Brief von einer »ungerechten Handlung« seines Oheims, und darum nennt Herr Hirth den Vetter Karl einen »Franz Moor«, denn »sein heiliger Zorn lodert noch höher auf, wenn er davon spricht«. Herr Wittmann klagt:

Salomon Heine hinterließ dreißig Millionen Mark. Von diesem hochaufgetürmten Geldhaufen entfielen auf Heinrich etwa fünfzehntausend Franks. Er wurde mit einem Trinkgeld abgefertigt. Es war die bitterste Enttäuschung seines Lebens. Was er von dem Millionenonkel zu erben hoffte, bildete stets einen festen Posten in seiner Rechnung. Seinen ganzen Zukunftstraum baute er auf dieser Hoffnung auf.

Darum hatte er einen Kondolenzbrief aus tiefbewegter Seele geschrieben; und gerade der war nicht angekommen. Herr Wittmann hat die richtige Perspektive:

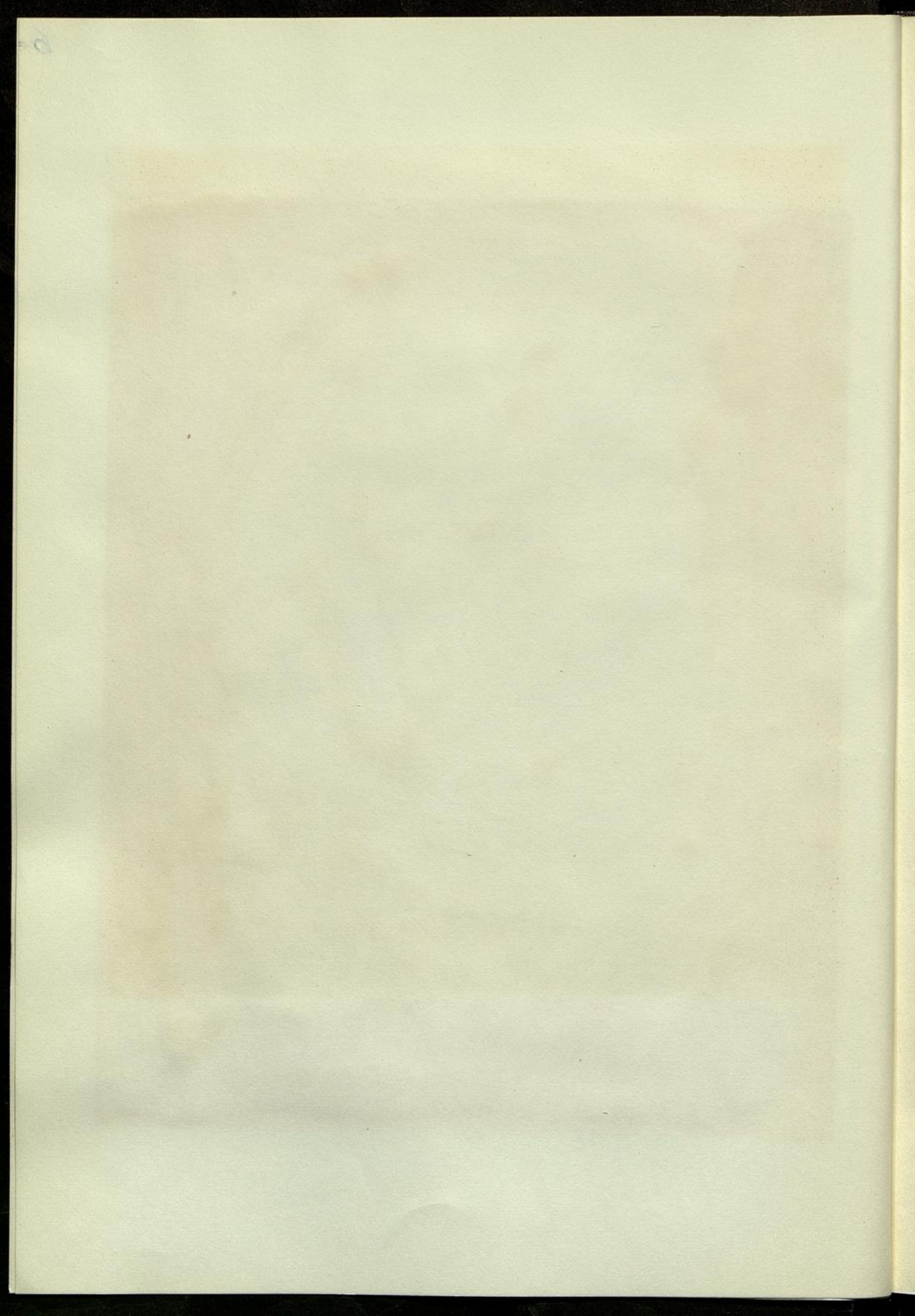
Es ist kein nagelneuer Heine, der uns hier entgegentritt, aber dank dem Forscherfleiß des Herausgebers sehen wir den alten wahrer, naturgetreuer, im unverfälschten, vom Unfug nachträglicher Übermalungen befreiten Bilde. Neue Fenster öffnen sich auf dieses Dichterleben.

Wir erkennen einigermaßen, wovon ein Dichter träumt und wie viel Hoffnung und Sehnsucht die Summe, wie viel Leid und Enttäuschung den Rest eines Dichterlebens ausmachen. Herr Nordau kann nachrechnen. Herr Wittmann aber schildert jenen von allem Anfang an als unstillen Romantiker:

Er ist wahrlich nicht leicht einzufangen, dieser Überall-und-nirgends. Kaum gelang es, ihn festzuhalten, entgleitet er uns wieder zwischen den Fingern. Die Unrast scheint das einzige Beständige zu sein in diesem Dichterfrühling, und es gibt keinen deutschen Poeten, dessen Jugendjahre auf ähnlichen Zickzackbahnen sich verliefen. Es ist ein ewiges Hinundher, ein immerwährendes Gehen und Kommen, Weilen und Fahren, Abreisen und Heimkehren, heute hier, morgen dort, übermorgen wieder fort. Als Sechzehnjähriger verläßt er das Vaterhaus in Düsseldorf, um als Volontär in ein Frankfurter Bankhaus einzutreten. Nach wenigen Wochen ist er in derselben Eigenschaft beim reichen Onkel in Hamburg . . .

Welche Stürme! Und so geht es weiter, immer weiter in der Romantik. Sucht er die blaue Blume?

Ein Eilritt, scheinbar ins Blaue hinein, ohne vorgestecktes Ziel. Fasse, wer kann, diesen Sausewind beim Rockschoß! Was ihn vorwärts treibt, rastlos von Ort zu Ort jagt, ist ja im Grunde ein sehr ehrenwerter Drang: er sucht einen Beruf. Zum Kaufmann hat er nicht die geringste Befähigung. Soll er also Advokat werden? . . .



4

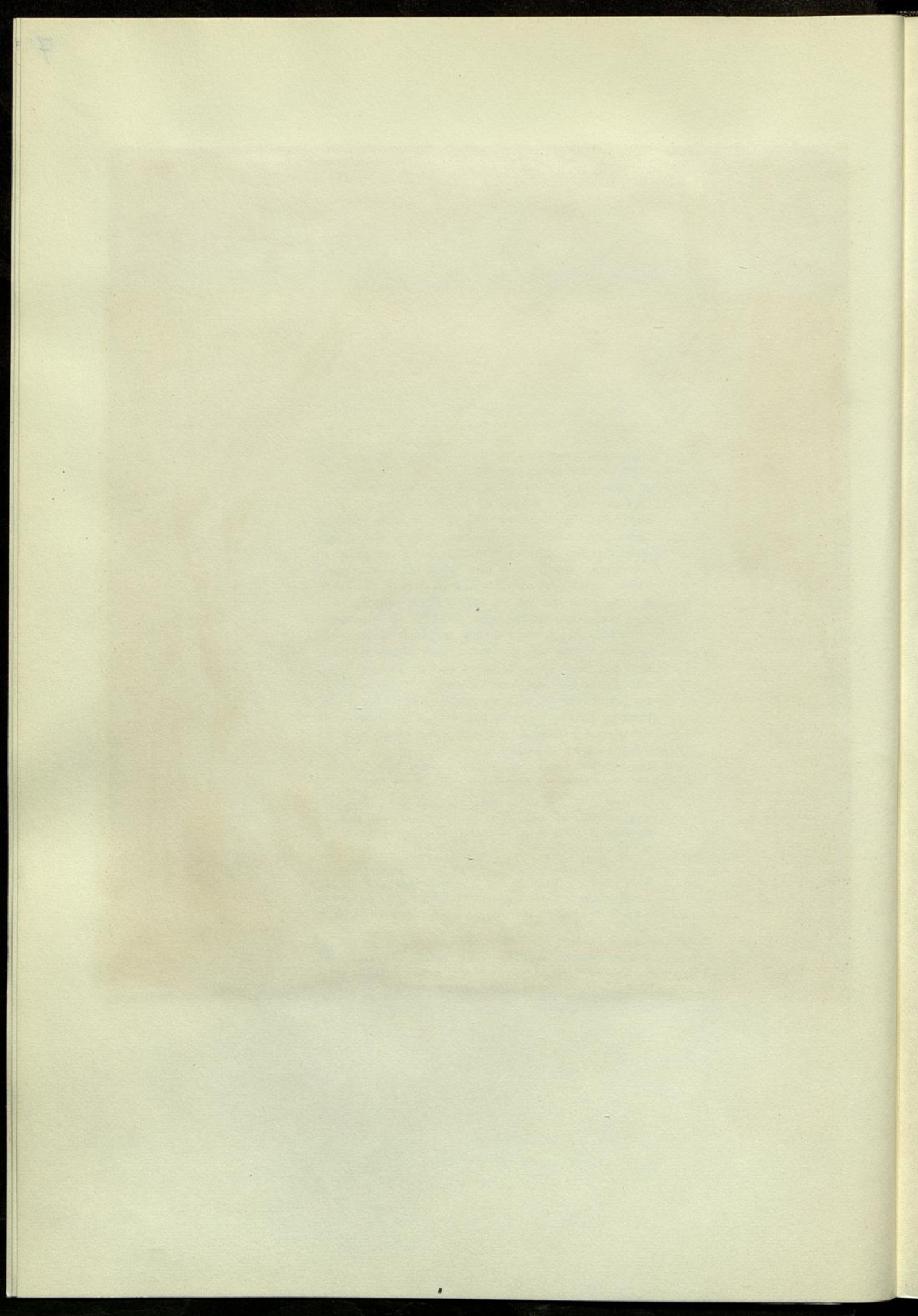
Welche Konflikte! Er »strebt nach dem Unmöglichen«. Das heißt, der Posten, den er für geeignet hält, ist nicht zu finden. Der Onkel meint es gut und »richtet ihm ein eigenes Geschäft ein«.

Den Namen, den er auf sein »Buch der Lieder« zu setzen hofft, liest man vorher auf einer Firmatafel: »Harry Heine & Cie, Kommissionsgeschäft in Manufakturwaren.«

Wenn man aber auch mit Spannung diesem rastlosen Leben folgt und sich zunächst bei der Station aufhält, die ihm der Onkel Salomon eingerichtet hat, so könnte man auf die Frage verfallen, ob denn dieses ewige Gehen und Kommen, Weilen und Fahren ein Ende gehabt hätte, wenn der gefundene Beruf ihn nicht auf den Platz verwiesen, sondern etwa gezwungen hätte, für fremde Firmen zu reisen. Aber auch so war seines Bleibens nicht. Schon nach einem Jahr sehen wir ihn die eigene Firma aufgeben, und er pflegte nur noch »sein dichterisches Geschäft zu verrichten«, wie Herr Wittmann sagt, der mit diesem Vergleich in der kaufmännischen Sphäre zu bleiben vermeint. Zwischendurch ~~versucht~~ *H. hat versucht* er ~~es mit dem~~ *→ hij zijn* Jus, in einem glücklichen Bild ausgedrückt: »Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrot essen und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims.« Aber es war wieder nur eine Episode. Er »wird, was er von Anfang an gewesen: ein Dichter«. Er kann sich nicht helfen: »Vor kleine Lieder kann ich mich nicht hüten.« Herr Wittmann rügt:

Es soll natürlich heißen: vor kleinen Liedern. Doch in diesen Jugendbriefen, was nebenher vermerkt sei, wimmelt es von solchen Sprachfehlern, und besonders der Kampf mit Dativ und Akkusativ will nimmermehraussetzen. Eine Folge, meint Strodtmann, des mangelhaften Düsseldorfer Unterrichtes, der sich während der Franzosenzeit merklich verschlechtert habe — einfach Nachklänge der Umgangssprache im Elternhause, denkt wohl richtiger der neue Herausgeber, der auch nicht dulden will, daß man diese sehr charakteristischen Schnitzer korrigiere. Mancher dieser Briefe trieft förmlich von Judaismen, und es handelt sich da nicht um Flüchtigkeiten einer ungeduldigen Feder, im Gegenteil, der Schreiber schlenkert diese Fettflecke mit Vorbedacht aufs Papier, mit Wohlbehagen. Jude zu sein, hat er ja niemals aufgehört. Gläubiger Jude freilich war er nicht....

Der neue Herausgeber hat recht, aber Herr Wittmann schwankt, wie man sieht, zwischen der Auffassung, daß Heine mit Dativ und Akkusativ gekämpft, und der, daß er sie spielend * verwechselt habe, und entschließt sich für alle Fälle zu einem Ausweg:



Wir hören seine feine Stimme, wir glauben, den blonden Junker vor uns zu sehen mit seinen blauen Augen, dem zart geröteten Gesicht, der ausdrucksvollen Nase, die nach Theophil Gautiers etwas seltsamer Schilderung, »in der Absicht, griechisch zu sein«, bloß durch »eine leise hebräische Krümmung gestört wurde«.

Wir wurden aber erst vor kurzem mit einer Enthüllung überrascht, welche, die Gautier-Darstellung retuschierend, Herrn Wittmann recht gibt und das Bild des blonden Junkers wieder herstellt, das er vor Augen hat. Heine hatte nämlich eine ausgesprochene Beziehung zum Krieg. In einem lateinischen Gesuch, das er an die Göttinger Fakultät gerichtet hat, »entwirft er ein lebensvolles Bild seines bisherigen Lebenslaufes«. Der größte Teil seiner Mitschüler der obersten Klasse des Düsseldorfer Gymnasiums (»und ich unter dieser Zahl«) hätten damals dem Vaterlande ihre Dienste angeboten, aber der Pariser Friede habe die effektive Teilnahme am Krieg verhindert. Ein Literaturhistoriker, den solches Bekenntnis naturgemäß sehr aufregen mußte, hat nach eingehenden Studien in der »Insel«-Ausgabe zur Briefstelle die Anmerkung gesetzt: »Über diese Meldung zum Kriegsdienst ist nichts bekannt.« Es sei nun, heißt es in jener Miszelle, »vielleicht nicht ohne Belang, daß Heine in dem Schreiben an den Göttinger Dekan seines Vaters als eines ‚quondam miles‘ (einstigen Soldaten) gedenkt; in seinen Memoiren, die allerdings der modernen Heine-Forschung auch nicht als völlig authentisches Material gelten, schildert er seinen Vater... als einen in ‚hannöverschen Dienstverhältnissen‘ stehenden Proviantmeister, »oder wie es die Franzosen nennen, einen Offizier de bouche, die Preußen nennen es einen Mehlwurm.« Karpeles (mit diesem Namen setzt die Wahrheit ein) »berichtigt diese auf das Soldatisch-abenteurerhafte hin stilisierte Schilderung, die Samson Heine auch als Fürstengünstling, als Sport- und Theaterliebhaber zeigt, dahin, daß Heines Vater zwar Armeelieferant war und Mitglied der Düsseldorfer Bürgerwehr, im Übrigen aber eine friedliche und vor allem tiefreligiöse Natur war«. Diese Berichtigung einer in einem offiziellen Schriftstück enthaltenen poetischen Wendung ist gewiß danach angetan, den Dichter gerade dem heutigen Verständnis näher zu bringen; überflüssigerweise wird sie noch durch einen Trost verzuckert:

6.

Die Beziehung zu Goethe darf nach alledem nicht fehlen. Der Dekan feierte ihn bei der Disputation »als Dichter, ja sogar als Juristen«. Er sei »mit Goethe darin zu vergleichen, daß er sich früher (oder besser) als Dichter denn als Jurist bewährt habe.« Soweit mochte die Kompetenz des Dekans einen Vergleich mit Goethe wagen. Herr Wittmann tadelt nun Heine: er »übertreibe,« wenn er behaupte, der Dekan habe ihn »mit Goethe verglichen« und auch geäußert, »daß nach dem allgemeinen Urteil meine Verse den Goetheschen an die Seite zu setzen sind.« Wenn aber Heine nicht übertreibt und der Dekan es gesagt hat, so hat er die Wahrheit gesagt; das allgemeine Urteil ist so, noch heute so. Immerhin, meint Wittmann, sei es »keine geringe Auszeichnung für den jungen Doktor gewesen, neben dem größten europäischen Namen auch nur genannt zu werden. Bereits hatte er ja den großen Mann von Angesicht gesehen.« Nun muß des weitern freilich zugegeben werden, daß der Eindruck »kein sonderlich günstiger« war: zunächst der Heines auf Goethe und infolgedessen der Goethes auf Heine. Dieser war mit einer Frechheit eingetreten: »und sehr verstimmt war auch der junge Heine, besonders als er hörte, Goethe habe sich über seine Verse ohne Wohlwollen ausgesprochen.« Daß es die Konkurrenz war, das zu verraten, hat Heines Takt verschmäh.

Den Freunden schrieb er nur, er sei in Weimar gewesen, und es gebe dort sehr gutes Bier. Von Goethe kein Wort. Auch guten Gänsebraten gebe es dort, womit denn der Bericht über dieses außerordentliche Erlebnis abgetan war.

Das ist anziehend. Zu näheren Mitteilungen habe er von den Freunden erst gezwungen werden müssen, und fast mit Widerstreben rückte er mit seinen Erinnerungen heraus: »Über Goethes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfalligkeit.«

Nur Goethes Auge läßt der Junker Anerkennung widerfahren; er läßt ihn mit einem blauen davonkommen, denn ein solches hat er ja selbst. »Sein inneres Verhältnis zu Goethe« sei aber »fortan getrübt« gewesen. Er konnte ihm, wie es die Art solcher Talente ist, ~~seiner~~ ^{seiner} ~~Inferiorität~~ nicht verzeihen. »Zur Beruhigung seines künstlerischen Gewissens sucht er die subjektiven Eindrücke theoretisch zu begründen, aus einer Verschiedenheit der grundsätzlichen Leitmotive zu erklären.« Er wurde hinausgeworfen, und

H Minus

hier
- Heine

Goethe gab infolgedessen nur »die Kunst, nicht das Leben selbst«. Jetzt gelte es andere Interessen: die Modernen müssen sich ins Gefecht stürzen, leiden, dulden, kämpfen. »Vor dem Publikum ist er vorsichtiger.« Er bewundert Goethe, »aber man spürt eine gewisse Kälte, wenn er von ihm spricht, und zwischen den Blumen sieht man eine spitze Klinge schimmern.« In Privatäußerungen tut er sich keinen Zwang an. Er nimmts jetzt mit jedem auf, Byron ist sein »lieber Vetter«, wiewohl er nicht der Sohn vom Onkel Salomon ist. Shakespeare freilich ist etwas mehr. »Ich fühle zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrat, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.« Von solcher Albernheit bleibt der Minister Goethe verschont. Der Dichter Goethe aber, nun, der werde »es sich eben doch eines Tages gefallen lassen müssen, daß man seinen Namen in Verbindung mit dem Heinrich Heines nenne«. Erraten! Er muß es sich tatsächlich gefallen lassen. Wiewohl die Erinnerung für Goethe nur so flüchtig war. Aber das allgemeine Urteil ist so. Und Goethe hat es sich selber zuzuschreiben. Er verstand angeblich etwas von Lyrik und war dennoch für Heines Verse so wenig eingenommen wie für den Menschen, der vor ihm stand. Er traute den kleinen Liedern nicht über die Gasse. »Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren . . . Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.« Vielleicht weiß Herr Wittmann nicht, daß Goethes Besucher das einmal öffentlich geschrieben hat. Die Flamme hatte die sonderbare Furcht, sich zu konsumieren. Leider Gottes was für ein Talent blieb vor ihr im Dunkeln! Aber diese Zusammenkunft, so momentan sie war, erhielt dank jener Geschicklichkeit, die einer der beiden Teile von Natur mitbekommen hatte, ihre Fortsetzung auf die Nachwelt. Heine ist und bleibt der zweitgrößte Lyriker im Zimmer Goethes.

12/1/2

7.

Und der Briefwechsel, vollends der mit dem Hause Rothschild, hat nunmehr auch zur Hebung seines Charakters beigetragen. Wenigstens behauptet der Literarhistoriker, daß jetzt der Beweis für Heines Unschuld erbracht, daß den Verleumdern »klipp und klar« — aber doch mehr klipp — bewiesen sei, welches schweres Unrecht sie an dem toten Dichter begangen hatten, und daß sie deshalb »aufschreien mußten«. Logischer wäre, daß sie dann schwiegen und nicht gerade den Briefwechsel zum Beweise ihrer Anwürfe heranzögen. Ich will unlogisch handeln. Ich will einmal dem Herrn Hirth zeigen, wie unrecht er den Verleumdern tut. Wie unvorsichtig es von ihnen ist, in so sicherer Entfernung von seinem eigenen Dokumentenmaterial die Behauptung aufzustellen, daß »diese Episteln eines Poeten nichts mit Geld zu tun haben«, und ihnen ein innerliches Leid über das Schicksal einer feinnervigen Frau abzuhören, die an einen von anderen Gaben als von Poesie erfüllten Mann gebunden lebte, von dem der Poet selbst nicht ganz unabhängig war. Der Unterschied ist nur, daß sie sich gegen die Verbindung nicht wehren konnte, während ihr Versteher sich durch gelegentliche Angriffe auf den Rothschild Abwechslung zu verschaffen wußte, ohne des Lohns, den eine solche Verbindung einträgt, verlustig zu gehen, ja vielleicht mit der Aussicht, ihn dank der prosaischen Denkungsart eines solchen Geldgebers noch zu steigern. Die ideelle Abhängigkeit von einer Unterdrückten wäre ja sofort der Welt, die auf briefliche Beweise hält, plausibel zu machen, wenn sie etwa zu einer ritterlichen Auseinandersetzung mit dem Unterdrücker tauglich gewesen wäre und ganz gewiß nicht durch eine materielle Abhängigkeit von eben diesem kompliziert. Die Literaturforschung mag nun der Ansicht sein, daß es schwer sei, von Rothschild kein Geld zu nehmen. Aber wie sie die Stirn haben kann, es zu leugnen, wenn es einmal und immer wieder geschehen ist, und die Beweisstücke gegenbeweise und als wundervolle Ergüsse einer reichen Dichterseele auszugehen, ist schlechthin unerforschlich. Man würde aber dem Herrn Hirth doch nahetreten, wollte man ihm vorwerfen, daß er sich etwa erst die zeitliche Entfernung von jener Publikation zunutze macht, um heute mit einer verblüffenden Behauptung auftreten zu können. Man muß ihm einräumen, daß er schon damals/im unmittelbaren Anschluß an seine Briefveröffentlichung ('Deutsche Rundschau', Februar 1915) den Mut gehabt hat, die Enthüllung,

L. H. m.

H. m.

H. m.

/i

/i, H. m.

/s

/i

die er an seinem Dichter vornahm, für eine Ehrenrettung zu halten. Ich hatte, ~~da~~ ich jetzt die entschiedene Erklärung des Herrn Hirth zu Gesicht bekam, als ein unverbesserliches Opfer des gedruckten Glaubens, mich gefragt, ob mein damaliger Eindruck nicht falsch war, und ob mich der Anblick dieser Heine-Rothschild-Dokumente nicht heute doch dazubräuchte, ~~sein~~ Entrüstung über die Heine-Verkenner zu teilen. Nun habe ich sie mir, um weder Heine noch seinem Hirth und den andern Beschützern ein Unrecht zu tun, wieder angesehen und kann wohl sagen, daß dem Herrn Nordau, der ja wirklich nur den französischen Kommentar gelesen haben mag, noch eine Überraschung bevorsteht, wenn er auch das Original kennen lernen wird, und daß der französische Angreifer, dessen Darstellung ~~ich~~ wieder nicht kenne, die Heine-Rothschild-Briefe gar nicht tendenziös, sondern nur allzu wörtlich übersetzt haben muß, um zu jenem für die Herren Nordau und Hirth so verdrießlichen Urteil zu gelangen. Ferner, daß man durchaus kein Inquisitor, nicht einmal ein Staatsanwalt, sondern nur ein Mensch mit einem durchschnittlichen Gefühl für Zimmerreinheit sein muß, um den Verfasser dieser Briefe ohne jedes hochnotpeinliche Verhör zum Verlassen des Zimmers aufzufordern. »Von größter Bedeutung« schien Herrn Hirth damals ein Brief zu sein, in welchem Heine »sein Buch über Börne, dem Heine heftige Angriffe auf Rothschild in den Mund legt, ankündigt«. So hat der Herausgeber ~~dahin~~ noch die Neigung bezeichnet, den Gatten »ein wenig zu verulken«. Der Brief lautet:

Frau Baronin!

Versprochenermaßen übersicke ich Ihnen anbei den Anfang meines Romans »Das Passahfest« und den Anfang meines »Ludwig Börne«. Ersterer wird diesen Herbst erscheinen, letzterer aber ist bereits in der Presse und ich kann leider nichts mehr darin ausmerzen. Eben in den Blättern die ich Ihnen zuschicke, stehen die herben Stellen über das Haus Rothschild, — Sie haben also das Corpus delicti, das mich so sehr ängstigt, in Händen. Darf ich noch vor Ihren Augen erscheinen? Ich bitte... Vielleicht verzeihen Sie mir mit heiterm Lächeln. Ich aber, ich versichere Ihnen, ich kann mir nicht genug Vorwürfe machen, daß ich, wo nicht in böswilliger, doch jedenfalls in unziemender Weise von einer Familie gesprochen habe, die in ihrem Schoße so viel Edelsinn und Liebenswürdigkeit verbirgt; — ja verbirgt, denn durch Zufall entdeckte ich jüngst, daß die schöne Frau, die ich nur für geistreich und tugendhaft hielt, auch eine große Seele hat. Baron James ist in der Tat der reichste Mann, aber nicht bloß seines Geldes wegen. Ich habe auch von der heranwachsenden Generation die beste Meinung; Charlotte kündigt sich prächtig an und ich hoffe die Knaben werden gut gedeihen. — Seien Sie überzeugt, Frau Baronin, daß das Interesse, das ich jetzt an Ihrem Hause nehme, nicht von gewöhnlicher Art ist, und genehmigen Sie für meine übrige Lebenszeit

8.

Heine, der offenbar einen Dank abzustatten hat, beschuldigt sich einer groben Taktlosigkeit, er demonstriert sie noch jener Dame, die er von ihr mitgetroffen weiß, er kann sie aus dem noch nicht erschienenen Buch nicht ausmerzen, er ist untröstlich über den Angriff, der ein faux pas ist, und er weiß offenbar noch nicht, daß er ihn in den folgenden zwanzig Jahren wiederholen wird. Der Herausgeber spricht davon, Heine habe der Baronin das Manuskript des Romans »Das Passahfest« übersandt — es sei offenbar der spätere »Rabbi von Bacharach« —, das »sich im Archiv des Hauses Rothschild nicht erhalten habe und vermutlich dem Dichter wieder zurückgestellt wurde«. Aus einem Manuskript ließe sich noch mancherlei ausmerzen; Herr Hirth sagt nicht, wie er zu der von keinem der Briefe belegten Vermutung gelangt ist, und verwechselt hoffentlich den Roman mit dem Börne-Buch, dessen Anfang Heine der Baronin übersandt hat. Der Minnesänger, wie er ihn nennt, habe sich »Mißverständnissen« ausgesetzt, als er in einem »berückenden Gedicht« in welchem er die Baronin Rothschild »besang«, die Worte schrieb:

Lieblieh mit den weißen Händen,
 Lieblieh mit dem schönen Blick
 Schützen Sie den Menschen, wenden
 Von ihm ab das Mißgeschick.

Ihre Huld und Ihre Gnaden
 Trösten jeden, doch zumeist
 Ihn, der doppelt qualbeladen,
 Ihn, den man den Dichter heißt.

»Nichts lag näher«, räumt Herr Hirth ein, »als diese Strophen«, die er wirklich berückend findet, »so auszulegen, daß Heine sich materieller Unterstützungen durch Baronin Rothschild zu erfreuen hatte, während er in Wirklichkeit in ideeller Abhängigkeit von ihr stand«. Nein, das Gold ist nur Chimäre, wie der dem Dichter bekannte Meyerbeer singt. Und Herr Hirth beweist es, er publiziert alle neun Briefe, einen »mit recht bedeutungslosem Inhalt« läßt er aus, »einer, den Baron Henri besitzt«, war nicht darunter, also: »Die elf Briefe haben für die Beurteilung des Verhältnisses Heines zu dem Bankierhause ausschließlich maßgebend zu sein«. Wir sind auf die zwei nicht neugierig und nehmen/die neun als Grundlage für die Beurteilung. Aus diesen hat ~~man~~ »mit unwiderleglicher Deutlichkeit« nur hervorzugehen, daß Heine »stille, aber innige Zuneigung« für Rothschilds Gattin hegte, dies und nichts anderes. »In seinem Wesen liegt ein merkwürdiger Widerspruch. Während er sich nie davon abhalten ließ, Männern rücksichtslos gegenüberzutreten, wurde er Frauen gegenüber schwach und zaghaft.« In der Liebe natürlich, aber nicht bis zur Reue über sein Auftreten gegen die Gatten. »Als tröstender oder lächelnder Engel sieht er die verehrte Frau immer vor sich, und als ihr gehorsamer oder freundschaftlich ergebener Schützling erwartet er in allen Lebens- oder Liebesnöten ihre Hilfe.« Welcher Art könnte die Hilfe sein, die die Gattin Rothschilds in allen Lebensnöten zu gewähren imstande ist? »Wer Heines Briefe an von ihm verehrte Frauen kennt, wird in solchen Äußerungen das Bekenntnis einer tiefen Herzensneigung sehen müssen. Stärkere Worte des Eingeständnisses seiner Gefühle finden sich niemals bei ihm.« In welcher Art könnte die Verehrte trotzdem die Gefühle erwidern? »Eines scheint ja freilich öfter die Beziehungen zu der Baronin getrübt zu haben: das Verhältnis

X
 / genau
 -> 2/30 / 27

S.

Heine, der offenbar einen Dank abzustatten hat, beschuldigt sich einer groben Taktlosigkeit, er demonstriert sie noch jener Dame, die er von ihr mitgetroffen weiß, er kann sie aus dem noch nicht erschienenen Buch nicht ausmerzen, er ist untröstlich über den Angriff, der ein faux pas ist, und er weiß offenbar noch nicht, daß er ihn in den folgenden zwanzig Jahren wiederholen wird. Der Herausgeber spricht davon, Heine habe der Baronin das Manuskript des Romans »Das Passahfest« übersandt — es sei offenbar der spätere »Rabbi von Bacharach« —, das »sich im Archiv des Hauses Rothschild nicht erhalten habe und vermutlich dem Dichter wieder zurückgestellt wurde«. Aus einem Manuskript ließe sich noch mancherlei ausmerzen. Herr Hirth sagt nicht, wie er zu der von keinem der Briefe belegten Vermutung gelangt ist, und verwechselt hoffentlich den Roman mit dem Börne-Buch, dessen Anfang Heine der Baronin übersandt hat. Der Minnesänger, wie er ihn nennt, habe sich »Mißverständnissen« ausgesetzt, als er in einem »berückenden Gedicht« in welchem er die Baronin Rothschild »besang«, die Worte schrieb:

Lieblieh mit den weißen Händen,
 Lieblieh mit dem schönen Blick
 Schützen Sie den Menschen, wenden
 Von ihm ab das Mißgeschick.
 Ihre Huld und Ihre Gnaden
 Trösten jeden, doch zumeist
 Ihn, der doppelt qualbeladen,
 Ihn, den man den Dichter heißt.

»Nichts lag näher«, räumt Herr Hirth ein, »als diese Strophen«, die er wirklich berückend findet, »so auszulegen, daß Heine sich materieller Unterstützungen durch Baronin Rothschild zu erfreuen hatte, während er in Wirklichkeit in ideeller Abhängigkeit von ihr stand«. Nein, das Gold ist nur Chimäre, wie der dem Dichter bekannte Meyerbeer singt. Und Herr Hirth beweist es, er publiziert alle Heines Briefe, seinen »mit recht bedeutungslosem Inhalt« läßt er aus einer, den Baron Heine besitzte, war nicht darunter, also: Die elf Briefe haben für die Beurteilung des Verhältnisses Heines zu dem Bankierhause ausschließlich maßgebend zu sein«. Wir sind auf die zwei nicht neugierig und nehmen gern die zwei als Grundlage für die Beurteilung. Aus diesen hat also »mit unwiderleglicher Deutlichkeit« nur hervorzugehen, daß Heine »stille, aber innige Zuneigung« für Rothschilds Gattin hegte, dies und nichts anderes. »In seinem Wesen liegt ein merkwürdiger Widerspruch. Während er sich nie davon abhalten ließ, Männern rücksichtslos gegenüberzutreten, wurde er Frauen gegenüber schwach und zaghaft.« In der Liebe natürlich, aber nicht bis zur Reue über sein Auftreten gegen die Gatten. »Als tröstender oder lächelnder Engel sieht er die verehrte Frau immer vor sich, und als ihr gehorsamer oder freundschaftlich ergebener Schützling erwartet er in allen Lebens- oder Liebesnöten ihre Hilfe.« Welcher Art könnte die Hilfe sein, die die Gattin Rothschilds in allen Lebensnöten zu gewähren imstande ist? »Wer Heines Briefe an von ihm verehrte Frauen kennt, wird in solchen Äußerungen das Bekenntnis einer tiefen Herzensneigung sehen müssen. Stärkere Worte des Eingeständnisses seiner Gefühle finden sich niemals bei ihm.« In welcher Art könnte die Verehrte trotzdem die Gefühle erwidern? »Eines scheint ja freilich öfter die Beziehungen zu der Baronin getrübt zu haben: das Verhältnis Heines zu ihrem Mann, dem Baron James, mit dem der Dichter zwar auch freundschaftlich verkehrte, dessen Art und Lebensführung aber seinen unzügelbaren Spott oft und oft herausforderte.« Er hat ihn unbedingt »ein wenig verulken« müssen. »Und selbst die warme Begeisterung für dessen schöne Gattin konnte ihn nicht daran hindern, alles frei auszusprechen, was er gegen den Pariser Bankier auf dem Herzen hatte.« Selbst die? Doch eben die! Mußte er nicht, wenn er dieses Gegenbild von Mann

V 8a

H 17

H 17
H 17

V 8b

H. wenn keine über
 1. Briefe sein, das
 ist kein Mißverständnis
 einfach ist. Heine
 hätte sie, da er ja
 in einem Brief
 ein Mißverständnis
 nicht hat von der
 Unterscheidung in die
 Baronin Rothschild
 was sie versteht
 einfach als jemanden
 der sie sein kann
 ja nicht.

H 17a
 H 17a
 H 17a
 H 17a

V 8a

gewillt ist es mir sehr lieb zu bedenken, das bey mir
 durch befreundeten Augrit nicht unklar zu kommen,
 fernerhin zu sagen, das es einen befreundeten
 nicht nur zu dem Zweck eines Sammelbuches,
 um die ihm ~~erhalten~~ neuen Freunde abzugeben zu
 helfen. Denn das ist ja die beabsichtigte
 Art in die Lage zu setzen, das ich jetzt
 die Unbedeutendheit ihrer ~~Wichtigkeit~~ zu bedenken,
 es wenn man nicht annimmt, das es
 die freie Verfügung hat, das man
 verschiedenes Papierwerk (mit ihm
 zu teilen, so mag man sich wohl die
 ihre Unbedeutendheit verstehen, das
 in die beabsichtigte befreundete
 Welt, die diesem Buch entsprechen zu
~~ist nicht unbedeutend~~
~~man mag sich vorstellen~~
 (es ist nicht unbedeutend) das es
 das Buchwerk mit dem ich mich
 die Welt zu verstehen, das man
 eine kleine Unbedeutendheit. Das
 ist unbedeutend, was alle
 befreundeten befreundeten, ob sie
 ein sich selbst abgeben. Das
 das Buchwerk selbst ist, so wie
 sein mit befreundeten befreundeten
 ist aber kein ~~Wichtig~~ ~~Wichtig~~
 sagen spricht die

und Frau sieht, zur Ironie greifen? Er konnte nicht anderes tun! Aber er bereute es doch und fand es unziemend? Das auch, aber er konnte auch wieder den Angriff nicht ausmerzen. Wenn es nur eine Taktlosigkeit war, war's nicht eine größere, ihrer bei der Huldigung zu erwähnen, sie der geliebten Frau ins Haus zu schicken? Nein, »es ehrt Heine, daß er gerade die beiden Bücher, das ‚Leben Ludwig Börnes‘ und die ‚Lutezia‘, seiner Freundin überreichte und sie in den Begleitbriefen ausdrücklich auf die ‚herben Stellen‘ in diesen Werken aufmerksam machte. Denn dieser Freimut beweist, daß Heine nicht in irgendwelcher Abhängigkeit von dem Hause Rothschild stand«. Das würde höchstens der Angriff selbst beweisen, dessen Entschuldigung beweist eher das Gegenteil und die Dankeschuld, die sie diktiert, scheint es zu bestätigen. Herr Hirth sieht ein, daß die Beweisfrage noch offen bleibt. »Gewiß geht aus einem Briefe hervor, daß Heine in der Zeit seiner tödlichen Erkrankung sich ein Geldgeschenk erbat und es auch erhielt.« Einmal bitte! »Aber gerade dieser Brief lehrt, daß er nicht dauernd souteniert wurde, daß er niemals im Solde des Bankierhauses stand und daß keinerlei finanzielle Zuwendungen bestimmend auf seine Urteile in Büchern oder Korrespondenzberichten für die ‚Augsburger Allgemeine Zeitung‘ einwirkten.« Ja wurden denn außer diesem einen Mal finanzielle Zuwendungen gemacht? Woher wußte denn Herr Hirth, daß sie nicht eingewirkt haben, wenn sie nicht gemacht worden wären? Die Gegner sprachen vom Sold, in dem Heine gestanden sei, statt von einem Sold zu sprechen, den er empfangen habe. Sie wollten natürlich nicht auf ein Engagement, wohl aber auf die Verbindung hinweisen. Somit hatte Herr Hirth Gelegenheit, entrüstet zu erklären, ein Fixum sei nicht gezahlt worden. Aber er weiß schon, wie die Gegner es meinen. Denn er sagt jetzt, nachträglich, selbst: »Diese Briefe sprachen vernehmlich aus, was Heines Gegner bis dahin ohne jeden Beweis behauptet hatten« (ganz richtig, das sprechen die Briefe vernehmlich aus) »daß der Dichter niemals im Solde des Hauses Rothschild stand und daß seine Angriffe auf den Baron James keinesfalls auf die Verweigerung von erbetenen Geldunterstützungen zurückzuführen seien.« Wenn Herr Hirth sagt, daß die Gegner den Bezug eines Soldes und zugleich eine Verweigerung von Geldunterstützungen behauptet haben, so räumt er damit ein, daß sie unter »Sold« kein Fixum, sondern eine unregelmäßige Zuwendung verstanden wissen wollten, deren Verweigerung fallweise zu Angriffen auf den Geldmann geführt habe. Aber in seinem Vorwort hat Herr Hirth sich nicht begnügt, die Verweigerung von Geld als Motiv zu bestreiten, er bestritt auch die Annahme von Geld als Motiv und gab sie als Tatsache zu, indem er sagte, »gerade dieser Brief lehre, daß er nicht dauernd souteniert wurde, daß er niemals im Solde des Bankhauses stand und daß keinerlei finanzielle Zuwendungen bestimmend auf sein Urteil einwirkten«. Er hat also nur die Bestechung bestritten, nicht den Empfang. Ja, sind denn finanzielle Zuwendungen gemacht worden? Sie haben nicht bestimmend auf Heines Urteil eingewirkt, sie sind also ~~jedenfalls~~ gemacht worden. Aber doch nur einmal? Heine schreibt an die Baronin, nicht etwa an den Geldgeber, er habe durch Zufall entdeckt, daß sie »auch eine große Seele« hat und daß »Baron James in der Tat der reichste Mann sei«. Diesen Brief aus dem Jahre 1840 meint Herr Hirth nicht, der bezieht sich vielleicht doch auf ideelle Zuwendungen. Eine einzige finanzielle gibt Herr Hirth zu, »Die beiden folgenden Briefe«, aus deren jedem er sie wohl zu erraten glaubt, »sprechen für sich selbst«, sagt er. Er hat recht!

2

→ mögl

↳ 26. 2 ~ L. hat er wohl:

9

Paris den 15. Januar 1852.

Herr Baron!

Die älteren Juden, welche sehr gefühlvolle Menschen waren, legten den Glauben, daß man in Gegenwart eines Kindes nicht etwas Gutes essen dürfe, ohne demselben einen Bissen davon mitzuteilen, aus Furcht, das Kind würde dadurch einen Blutstropfen verlieren, oder wie sie sich ausdrückten, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als das Wort Rachmones.

Ihr edles Herz, Herr Baron, scheint auch diesem großmütigen Aberglauben treu geblieben zu sein und jedesmal, wenn das Glück Sie in Ihren kolossalen Geschäften ganz besonders begünstigte, haben nicht bloß Ihre nächsten Hausfreunde, sondern auch der Dichter, das große Kind, etwas zu schlucken bekommen. In diesem Augenblicke, wo Sie wieder bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt sind, und überhaupt siegreich und millionärer als je aus den Revolutionsstürmen hervorgehen, jetzt erlaube ich mir Ihnen wissen zu lassen, daß ich noch nicht gestorben bin, obgleich mein Zustand nicht eben den Namen Leben verdient.

Eine sehr große und sehr schöne Dame, die mir in meinem Elend manches tröstende Wort zugerufen hat, und die bei Ihnen in sehr großem Ansehen steht, nämlich die Frau Baronin James Rothschild wird es Ihnen sehr gut aufnehmen, wenn Sie sich in einer Weise, die meiner und Ihrer würdig wäre, für mich interessieren wollten.

Genehmigen Sie die Versicherung der wahren und ehrfurchtsvollen Freundschaft, mit welcher ich verharre, Herr Baron,

Ihr ergebener
Heinrich Heine,
50 rue d'Amsterdam.

Die Denkmalswürdigkeit dieses Petenten dürfte außer Frage sein. Mindestens aus Rachmones sollte es das deutsche Volk tun, zumal jetzt, wo es bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt ist und millionärer denn je aus den ~~Welt~~stürmen hervorgehen wird. Rothschild ließ sich nicht spotten, wiewohl er es so oft hatte geschehen lassen. Er ließ sich auch nicht lumpen, wiewohl die Verlockung nahe genug war. Gelöbniß und Quittung:

H. Heine

Paris, 19. Januar 1852.

H. Heine

Hochgeehrtester Herr Baron!

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie meiner nicht vergessen haben, und indem ich Ihnen zugleich für den neuesten Beweis Ihrer Güte verpflichtet bin, sage ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank. Es liegt sichtbar auf Ihnen der Segen Gottes, und jede Berührung mit Ihnen bringt Glück. Seit Jahren wurzelt in mir dieser Glauben, und Ihr persönliches Wohlwollen war mir daher immer besonders erfreulich und trostreich. Bewahren Sie es mir immer mit Ihrer gewohnten Großmut und seien Sie überzeugt, daß ich mich dessen, so viel es in meiner Macht steht, würdig zeigen werde. Ich denke sehr oft an Sie und Ihre edle Familie; die Stunden, die ich die Ehre hatte, in Ihrer Nähe zu verleben, erquicken mich in der Erinnerung.

Heine

Empfangen Sie, Herr Baron, die Versicherung meiner Ehrfurcht und

wahrhaften Ergebenheit
Heinrich Heine.

10.

beeilt sich darum nachzutragen: »Daß ihm Baron Rothschild unaufgefordert gelegentlich Zuwendungen machte, wäre freilich denkbar.« Es wäre denkbar, wo es beweisbar, nein, bewiesen ist, von Heines Hand geschrieben, von Hirths Hand abgeschrieben, vor seiner Nase gedruckt? Kann wirklich solcher Zeitvertreib, sich Dinge, die es gibt, auch noch vorzustellen, der Geduld eines Publikums zugemutet werden? Item, Herr Hirth räumt das immer Geschehene als gelegentlich möglich ein, Rothschild hat oft und oft Heines Spott herausgefordert, Heine nie Rothschilds Geld, aber er hat gelegentlich bekommen. »Doch«, beeilt sich Hirth korrekterweise festzustellen, »ehrt diese Freigebigkeit mehr den Spender, als daß sie den Beschenkten verunehrt.« Gewiß, das ist so der Sinn der Wohltätigkeit; ob es aber auch der Sinn der Publizistik ist, sagt Herr Hirth nicht. Rothschild hatte ein Herz neben seiner Briefftasche, ~~aber~~ ein Geschäft mit Heines Unabhängigkeit wollte er nicht machen. Dieser sandte wieder einmal einen Angriff auf den Gemahl der Baronin ins Haus, die »Lufzia«. »Die Ironisierung des Barons James greift hier keineswegs tief, konnte aber gleichwohl den eiteln Chef des Pariser Hauses verletzen«, den zwei Jahre vorher Heine seiner Ehrfurcht versichert hatte. »Weshalb Heine jedem Mißverständnis seiner Absichten mit den folgenden Zeilen vorgriff/«

/n

*

/n

4/10/10

/n

/:

ite

Hochgeehrte Frau Baronin!

Ich habe die Ehre, Ihnen heute meine jüngste Publikation zuzusenden — — —

Ich habe besondere Gründe, diese Lektüre Ihrer gütigsten Einsicht zu empfehlen. Es sind Stellen darin, wo ich von dem Herrn Baron spreche und meine Sprache vielleicht nicht die der gewöhnlichen Devotion sein mag, die man einem Gönner schuldig ist; aber es hat um diese Gönnerschaft eine besondere Bewandnis, mit deren Erörterung ich Sie nicht bebelligen möchte. Seien Sie aber überzeugt, im Wesentlichen glaube ich mich keines Mangels an Takt schuldig gemacht zu haben. Wenn mich manchmal der Herr Baron mit dem Titel eines Freundes beehrte, so war ich doch nicht so unbescheiden, dies für etwas anderes als für eine lebenswürdige Courtoisie anzusehen, wie er sich denn wirklich mir oft in seiner größten Lebenswürdigkeit gezeigt hat; die Augenblicke, die ich die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft zu sein, gehören zu meinen angenehmsten und freudigsten Erinnerungen. Wie sehr ich ihn liebe und wie wahrhaft ich die großen Verdienste zu würdigen weiß, die er immer in einer Sache bekundete, welche auch mir heilig und teuer ist, werden Sie später, gnädige Frau, aus den Denkwürdigkeiten ersehn, die ich noch vor meinem Abscheiden zu beendigen hoffe. Ich sage dieses, damit der obenerwähnte Mangel untätigster Devotion nimmermehr mißdeutet werden möge — — —

10

beeilt sich darum nachzutragen: »Daß ihm Baron Rothschild unaufgefordert gelegentlich Zuwendungen machte, wäre freilich denkbar.« Es wäre denkbar, wo es beweisbar, nein, bewiesen ist, von Heines Hand geschrieben, von Hirths Hand abgeschrieben, vor seiner Nase gedruckt? Kann wirklich solcher Zeitvertreib, sich Dinge, die es gibt, auch noch vorzustellen, der Geduld eines Publikums zugemutet werden? Item, Herr Hirth räumt das immer Geschehene als gelegentlich möglich ein, Rothschild hat oft und oft Heines Spott herausgefordert, Heine nie Rothschilds Geld, aber er hat es gelegentlich bekommen. »Doch«, beeilt sich Hirth korrekterweise festzustellen, »ehrt diese Freigebigkeit mehr den Spender, als daß sie den Beschenkten verunehrt.« Gewiß, das ist so der Sinn der Wohltätigkeit; ob es aber auch der Sinn der Publizistik ist, sagt Herr Hirth nicht. Rothschild hatte ein Herz neben seiner Brieftasche, jedoch ein Geschäft mit Heines Unabhängigkeit wollte er nicht machen. Dieser sandte wieder einmal seinen Angriff auf den Gemahl der Baronin ins Haus, die »Lutezia«. »Die Ironisierung des Barons James greift hier keineswegs tief, konnte aber gleichwohl den eitlen Chef des Pariser Hauses verletzen«, den zwei Jahre vorher Heine seiner Ehrfurcht versichert hatte. »Weshalb Heine jedem Mißverständnisse seiner Absichten mit den folgenden Zeilen vorgriff:«

I (1854)

N

Hochgeehrteste Frau Baronin!

Ich habe die Ehre, Ihnen heute meine jüngste Publikation zuzusenden — — —

Ich habe besondere Gründe, diese Lektüre Ihrer gütigsten Einsicht zu empfehlen. Es sind Stellen darin, wo ich von dem Herrn Baron spreche und meine Sprache vielleicht nicht die der gewöhnlichen Devotion sein mag, die man einem Gönner schuldig ist; aber es hat um diese Gönnerschaft eine besondere Bewandnis, mit deren Erörterung ich Sie nicht behelligen möchte. Seien Sie aber überzeugt, im Wesentlichen glaube ich mich keines Mangels an Takt schuldig gemacht zu haben. Wenn mich manchmal der Herr Baron mit dem Titel eines Freundes beehrte, so war ich doch nicht so unbescheiden, dies für etwas anderes als für eine liebenswürdige Courtoisie anzusehen, wie er sich denn wirklich mir oft in seiner größten Liebenswürdigkeit gezeigt hat; die Augenblicke, die ich die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft zu sein, gehören zu meinen angenehmsten und freudigsten Erinnerungen. Wie sehr ich ihn liebe und wie wahrhaft ich die großen Verdienste zu würdigen weiß, die er immer in einer Sache bekundete, welche auch mir heilig und teuer ist, werden Sie später, gnädige Frau, aus den Denkwürdigkeiten ersehn, die ich noch vor meinem Abscheiden zu beenden hoffe. Ich sage dieses, damit der obenerwähnte Mangel untätigster Devotion nimmermehr mißdeutet werden möge — — —

11

1852 hatte die Ehrfurcht versprochen, sich, soweit es in ihrer Macht stehe, des freundschaftlichen Wohlwollens würdig zu zeigen. Dieser nicht dauernd soutenierte Dichter beruft sich in seinen Bittbriefen an den Millionär auf die Gattin und in seinen Liebesbriefen an die Gattin auf die Angriffe gegen den Millionär, dessen Gönnerschaft er zwar genießt, aber zu bescheiden ist als die wahre Freundschaft anzuerkennen. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, aber das scheint mir klar, daß eine feinnervige Frau, der solche Zumutung nicht auf die Nerven setzt und die aus solchem Dickicht von Schwärmerei und Schnorrerei nicht sofort an die Seite des legitimen Dickhäuters flüchtet, es wohl verdient hat, in Hirths Literaturgeschichte zu kommen. Rothschild wird von dieser als Wohltäter anerkannt und Heine als dessen Freund. Heine gestattet zwar im Jahre 1837 dem Johann Heinrich Detmold, »über Rothschild so viel Malizioses zu schreiben, als er wolle«, Herr Hirth meint aber, durchaus unzulässig sei »der durch nichts zu erweisende Schluß«, Heine sei mit Rothschild »verfeindet gewesen«. »Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die Auslegung des Satzes, daß er, obwohl ein Freund Rothschilds, Detmold in keiner Weise zugunsten des Bankiers beeinflussen wollte, sondern diesem, der sich anscheinend in einem Briefe an Heine ungünstig über James Rothschild geäußert und angefragt hatte, ob er sich in demselben Sinne öffentlich aussprechen dürfe, völlig freie Hand gelassen hatte«. Heine war nicht nur selbst zugunsten Rothschilds unbeeinflussbar, er wollte auch keinen andern Schriftsteller zugunsten Rothschilds beeinflussen. Er ließ jedem freie Hand, er gestattete einen Angriff. »Aber selbst wenn man an eine Spannung zwischen Heine und Rothschild im Jahre 1837 denken will, darf deren Ursache keineswegs in einem mißglückten Versuche Heines, Geld zu erlangen, gesehen werden.« Wer denkt denn an so etwas? Mißglückte Versuche Heines, Geld zu erlangen, sind zwar aus der Korrespondenz mit Meyerbeer glatt nachweisbar, aber im Falle Rothschild hat Heine eine Ablehnung offenbar so wenig krumm genommen, wie Rothschild einen Angriff, der ja schließlich doch auch eine Spannung in einem Freundschaftsverhältnis hinlänglich rechtfertigen könnte. Die im Jahre 1846 wird H gar nicht zu begründen gesucht. Heine hat zwar Geld von Rothschild bekommen, sie waren zwar gelegentlich böse, aber der Literaturforschung ist das gute Verhältnis zwischen einem Dichter und einem Bankier viel zu heilig, um darin eine Trübung eintreten

H. Heine 1837

H. Heine

H. Heine

134

H. Heine

H. Heine

zu lassen, und wenn schon eine eintrat, so muß sie darauf zurückzuführen sein, daß Rothschild in einer rein idealen Angelegenheit, nämlich wegen der Unterstützung durch den Onkel Salomon nicht intervenieren wollte. Diese Weigerung »könnte den Dichter zeitweilig verstimmt und zu der etwas unmutigen Äußerung gegenüber Detmold«, die soeben noch ein Beweis purer Objektivität war, »veranlaßt haben«; aber ~~beileibe nicht~~ zu sarkastischen Bemerkungen über Rothschild«. Sie sind weder durch die Spannung noch ist die Spannung durch den Geldpunkt bewirkt worden. Was habe denn Heine weiter getan als daß er »einige seiner lächerlichen Eigenschaften ironisierte«? Das interessante Verhältnis stellt sich also wesentlich so dar, daß Heine mit Rothschild befreundet war, weil Rothschild dem Heine Geld gab, um von ihm angegriffen zu werden, daß Heine den Rothschild angriff, um mit ihm in Freundschaft zu bleiben, daß Heine nicht beleidigt war, wenn er von Rothschild Geld bekam, und Rothschild nicht beleidigt war, wenn er von Heine angegriffen wurde, und daß nur vorübergehend eine Spannung eintrat, wenn Rothschild dem Heine Geld geben wollte, Heine aber den Rothschild um keinen Preis angreifen wollte, oder wenn Heine den Rothschild zwar angriff, aber Rothschild ihm trotzdem le'n Geld dafür gab, Rothschild das als Undankbarkeit auffaßte und Heine enttäuscht war, weil er das von einem Freunde nicht erwartet hätte. Damals hat er bestimmt nichts verlangt, nicht einmal erbeten. Herr Hirth versichert, daß er es wissen mußte, wenn es anders gewesen wäre. »Denn der Überblick über Heines gesamte Korrespondenz ergibt die seltsame Tatsache, daß er, der ja nicht gerade selten bei Freunden Geld borgte, dies nie mündlich, sondern immer schriftlich tat, wozu ihm wohl die Furcht vor mündlichen Abweisungen veranlaßte. Ein naheliegender Analogieschluß drängt zu der Annahme, daß er auch Rothschild nur brieflich um Geld gebeten hätte. Da sich aber kein derartiger Brief erhielt, so muß Heines früher zitierte Äußerung über sein Verhältnis zu dem Baron als durchaus glaubwürdig gelten.« Hirth ist ein

von Heine zu Rothschild

12

Hirth

H Lij

H »beileibe nicht

Zeitpunkt der
früher bestimmten
in der ersten Einleitung,
wobei die
die hauptsächlichste Rolle
spielt in Heines Äußerung
zu dem Baron

- gene.

n.



L, Bonn im Herbst

Handwritten notes on the left margin, including 'I. Heine...'. The text is partially illegible but appears to be a critique or commentary on Heine's behavior.

scharfer Logiker. Zwar veröffentlicht er selbst derartige Briefe, zwar ist er froh, die Unterscheidung machen zu können, daß Heine nie etwas verlangt und nur einmal etwas erbeten hätte, trotzdem liegt kein derartiger Brief vor. Herr Hirth hat viele gefunden, in denen Heine um Geld bittet, daraus ersieht er mit Recht, daß Heine schriftlich um Geld bittet, denn Briefe sind zweifellos etwas Schriftliches, und daraus geht klar hervor, daß Heine nie mündlich um Geld gebeten hat, infolgedessen nach einem naheliegenden und schon drängenden Analogieschluß (also) auch den Rothschild nicht, den er nur schriftlich um Geld gebeten hat. Aus der beglaubigten Tatsache, daß er immer schriftlich geschickt hat, geht somit die seltsame Tatsache, daß er es nie mündlich getan hat, zwingend hervor. Hirth verdächtigt den Dichter, daß er es aus Furcht vermieden habe, mündlich zu bitten, während doch Furcht viel mehr der Zustand jener war, an die er schriftlich herantrat. Furcht kann schon darum nicht der Grund gewesen sein, weil im Gegensatz zu der Vorstellung, die Herr Hirth vom Verkehr zwischen Geber und Nehmer hat, die Erfahrung lehrt, daß mündliche Geldbitten viel schwerer abzuweisen sind als schriftliche und den Erfolg an der Stirne tragen. Heine zog den schriftlichen Weg gewiß nicht aus Furcht, sondern im Gegenteil aus Feinfühligkeit vor; es war ihm noch immer lieber schriftlich einen Refus zu bekommen als mündlich Geld/ und man kann nur vermuten, daß er im Fall Rothschild eine Ausnahme gemacht hat. Denn Herr Hirth argumentiert zwar so: Heine hat einmal schriftlich bestätigt, daß er von Rothschild immer Geld bekommen habe; er hat also von Rothschild einmal Geld bekommen; einmal ist keinmal; also hat er von Rothschild kein Geld bekommen; er hat immer schriftlich um Geld gebeten; also hat er nie mündlich um Geld gebeten; also hat er auch den Rothschild nie mündlich um Geld gebeten; also hat er ihn überhaupt nie um Geld gebeten. Aber so einleuchtend diese Beweisführung ist, könnte man ihr doch die folgende Kette drängender Analogieschlüsse entgegenstellen: Heine hat nicht einmal, sondern öfter schriftlich bestätigt, daß er von Rothschild immer Geld bekommen hat; also hat er, da seine Aussage vertrauenswürdig ist, von Rothschild immer Geld bekommen; Herr Hirth, der gegen Heine ein Mißtrauen zu haben scheint, sagt Nachdrücklichst verweise ich darauf, daß dies die gesamte Korrespondenz Heines mit dem Pariser Hause Rothschild bildet. Die glücklichen Transaktionen dieses Hauses waren viel zahlreicher; also hat er sich viel seltener schriftlich an die Familie Rothschild gewendet, als er Geld von ihr bekommen hat; er gedenkt in diesen Briefen wiederholt nicht nur der häufigen Wohltaten, sondern auch der Zeiten des Beisammenseins mit Rothschild, woran ihn später seine Krankheit verhindert; also war er nur zuletzt auf den schriftlichen Verkehr angewiesen; er schreibt im Jahre 1850, daß er sich seit länger als drei Jahren nicht das Vergnügen machen konnte, ihm persönlich aufzuwarten; also hat er es seit 1834 öfter getan; also hat er in dieser Zeit die Rothschildischen Gelder jedesmal auf mündliche Ersuchen erhalten oder nicht erhalten, je nachdem. Was aber das freundschaftliche Verhältnis betrifft, auf das es Herrn Hirth hauptsächlich anzukommen scheint, so ist es nach der Hirthschen Darstellung keineswegs durch die Geldbeziehung, weder durch Gabe noch durch Verweigerung berührt, weder durch Heines Polemik verändert noch imstande, diese zu verhindern. Geld, Angriff und Freundschaft, all dies hielt so fest zusammen, daß Heine vor dem Freund und Wohltäter immer

H 1)

H 1)

H 1)

H 1)

H 1)

H 1)

H 1)

H 1)

H 1)

H 1)

T jagst ab
H, 711

L ad de brief Heines

T jagst ab

(ahr

T jagst ab
H 711

L ad de brief
Handwritten notes at the bottom left, including 'L ad de brief'.

↓ dem Rappaport viel... Ökonomis, sagt...
Herr Hirth...
in der...
Macht...
13

die vollste Objektivität seines Urteils bewahrte und selbst vor Verletzungen der Eitelkeit des Pariser Finanziers nicht zurückschreckte. Dagegen schrak er — Herr Hirth würde mit Recht hier schreckte — sagen — vor einem Angriff auf die Geschäftsmethoden Rothschilds zurück, »er war kein Gegner der Geschäftsmethoden des Barons wie etwa Ludwig Börne«. »Er kannte die Schwächen des Bankiers, die er auch gerne dem Gelächter preisgab« — zu einem ziemlich hohen Preis —; »aber von seiner Bedeutung als Finanzmann war er so durchdrungen, daß er sich nicht anmaße, sie zu be- oder zu verurteilen.« Von Börne, der davon nicht durchdrungen war oder eben diese Bedeutung für ein Übel hielt, war's Anmaßung. Denn das muß zugegeben werden, daß James Rothschild, (möchten seine Unternehmungen auch manchmal sehr gewagt und gelegentlich mehr auf den eigenen Vorteil als auf den der Gesamtheit angelegt sein, ein Finanzgenie hohen Ranges war, vor dessen Größe selbst Heines Spott verstummte. Das wissen wir aus den ehrfürchtigen Briefen, die sogar auf den Vorteil Heines angelegt waren. Einmal erklärte er — »in einer ungedruckt gebliebenen Stelle der ‚Bäder von Lucca‘ — »den Wert des Hauses Rothschild besonders anerkennen und seine Verdienste preisen zu wollen. Leider blieb dieser Plan, wie so viele, die Heine hatte, unausgeführt. Er war sich nur zu sehr bewußt, daß er dieses reiche Thema nicht umfassend ausführen könne. Schade, wenn Rothschild selbst die Stelle nicht gelesen hätte. So beschränkte sich Heine »in der ‚Lutezia‘ auf einige wenige eingehende Bemerkungen über Rothschild, die Ansätze zu einer Charakteristik enthalten«, und die wenigstens die Gattin Rothschilds gelesen hat. Einmal freilich schreibt er, daß Rothschild träume, er habe einem Armen hunderttausend Franks gegeben, und (werde davon krank). Wahrscheinlich hatte er sich im Fall Heine gerade vor einem leichten Unwohlsein gehütet. Andererseits aber — und es sei eine der klügsten Bemerkungen über Rothschild — lobe er doch auch den Finanzier: »wie einer kein Geld mehr habe, werde er Rothschilds Feind«. Er scheint damals eines gehabt zu haben. Wenn indes Herr Hirth das Interesse eines Dichters an Rothschild, das in der Zeit zwischen 1834 und 1855 verschiedenen Schwankungen ausgesetzt war, schon zu seinem literarhistorischen Studium macht, so sollte er doch die von ihm selbst produzierten Briefe genauer lesen. Einmal (1850) schreibt Heine an den Baron — von den neun wundervollen Ergüssen sind ja nur sechs an die Gattin gerichtet — einen ehrfürchtvollen Kondolenzbrief. Es ist eine jener Gelegenheiten, bei denen nicht so sehr der Zaarlechajim/ als der Rachmones eine schöne Übung ist.

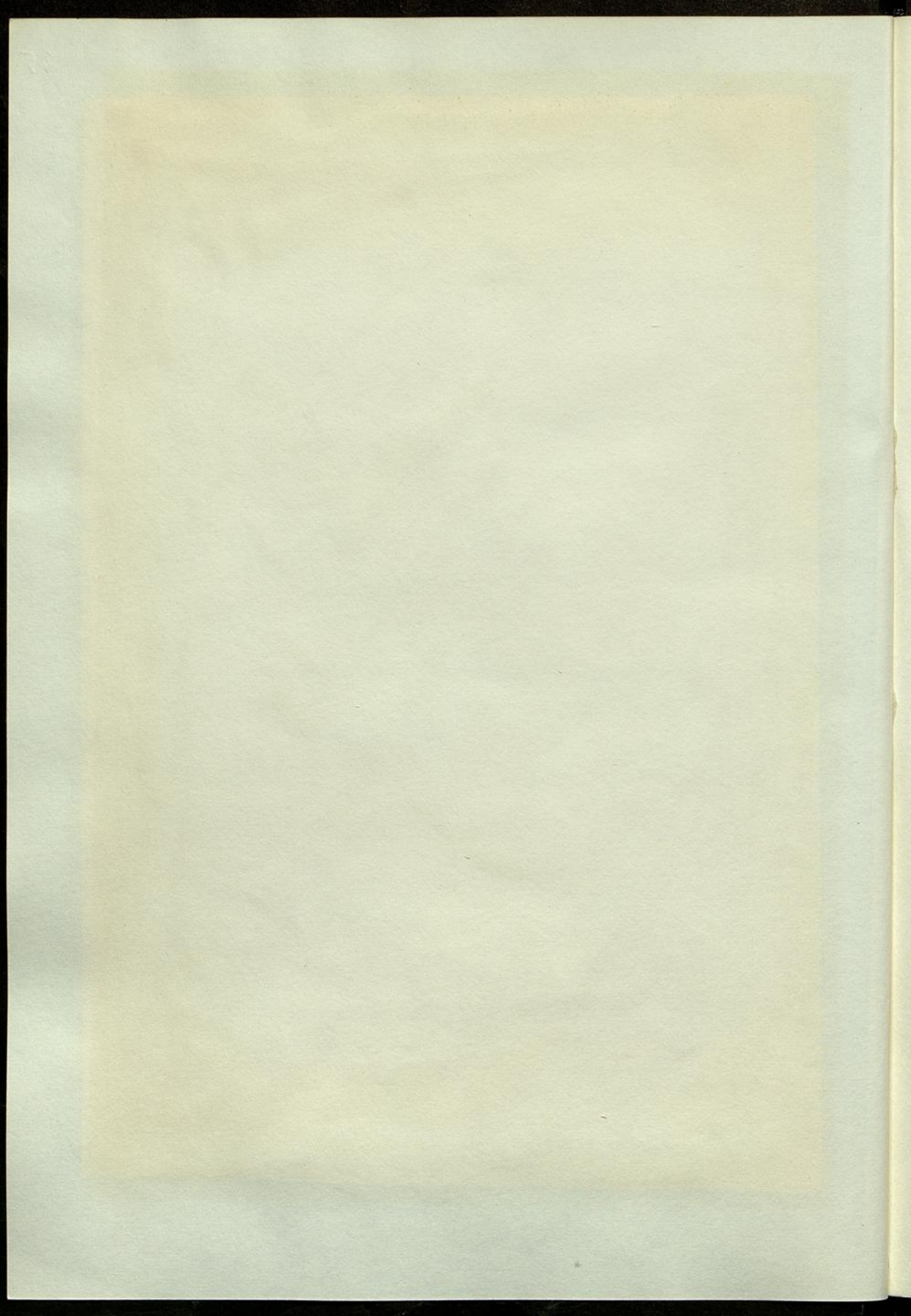
→ findet die...
müde...

Herr Hirth
13

Hd 11

11

H...
13



13;

die vollste Objektivität seines Urteils bewahrte und selbst vor Verletzungen der Eitelkeit des Pariser Finanziers nicht zurückschreckte. Dagegen schrak er — Herr Hirth würde hier mit Recht »schreckte« sagen — vor einem Angriff auf die Geschäftsmethoden Rothschilds zurück, »er war kein Gegner der Geschäftsmethoden des Barons wie etwa Ludwig Börne«. »Er kannte die Schwächen des Bankiers, die er auch gerne dem Gelächter preisgab« — zu einem ziemlich hohen Preis —; »aber von seiner Bedeutung als Finanzmann war er so durchdrungen, daß er sich nicht anmaßte, sie zu be- oder zu verurteilen.« Von Börne, der davon nicht durchdrungen war oder eben diese Bedeutung für ein Übel hielt, war's Anmaßung. Von Rothschild vielleicht Ökonomie, daß er die Verspottung seiner Schwächen freigab und nur die Unterlassung eines Angriffs auf seine Macht honorierte. »Denn das muß zugegeben werden, daß James Rothschild, mochten seine Unternehmungen auch manchmal sehr gewagt und gelegentlich mehr auf den eigenen Vorteil als auf den der Gesamtheit angelegt sein, ein Finanzgenie hohen Ranges war, vor dessen Größe selbst Heines Spott verstummte«. Das wissen wir aus den ehrfürchtigen Briefen, die sogar auf den Vorteil Heines angelegt waren. Einmal erklärte er — »in einer ungedruckt gebliebenen Stelle der ‚Bäder von Lucca‘ — »den Wert des Hauses Rothschild besonders anerkennen und seine Verdienste preisen zu wollen. Leider blieb dieser Plan, wie so viele, die Heine hatte, unausgeführt. Er war sich nur zu sehr bewußt, daß er dieses reiche Thema nicht umfassend ausführen könne. Schade, wenn Rothschild die Stelle nicht gelesen hätte. »So beschränkte sich Heine in der ‚Lutezia‘ auf einige wenige eingehende Bemerkungen über Rothschild, die Ansätze zu einer Charakteristik enthalten« / und die wenigstens die Gattin Rothschilds gelesen hat. Einmal freilich schreibt er, »daß Rothschild träume, er habe einem Armen hunderttausend Francs gegeben, und davon krank werde«. Wahrscheinlich hatte er sich im Fall Heine gerade vor einem leichten Unwohlsein gehütet. Andererseits aber — und gerade da machte er »eine der klügsten Bemerkungen über Rothschild« — lobte er doch auch den Finanzier: »wie einer kein Geld mehr habe, werde er Rothschilds Feind«. Er scheint damals eines gehabt zu haben. Wenn indes Herr Hirth das Interesse eines Dichters an Rothschild, das in der Zeit zwischen 1834 und 1855 verschiedenen Schwankungen ausgesetzt war, schon zu seinem literarhistorischen Studium macht, so sollte er doch die von ihm selbst publizierten Briefe genauer lesen. Einmal (1850) schreibt Heine an den Baron — von den ~~neun~~ wundervollen Ergüssen sind ja nur sechs an die Gattin gerichtet — einen ehrfurchtsvollen Kondolenzbrief. Es ist eine jener Gelegenheiten, bei denen nicht so sehr der Zaarlechajim als der Rachmones eine schöne Übung ist.

~~1850~~

18

→ von / en

* 1850

1;

* Hirth → / haben

→ sechs → / haben

64

color

Josephine für Herrn!
 Hi Josephine von dem besten (wenn ich, hat die 2. Jhr
 ganz herzlich in Briefe schreibt, ist ein Falschman, ist in
~~betonen~~ die 6. Jhrzeit für Herrn Herrin
 Kondolenz des Jhrzeit. Ich habe so ein Jhrzeit
 5 Jhr für Herrn Salomon unim ~~erfahre~~ ~~erfahre~~
 hilfslosig ~~erfahre~~

Ich habe nun seit länger als drei Jahren mir nicht das Vergnügen machen können, Ihnen persönlich aufzuwarten/--- Unter solchen Umständen beschäufte ich mich denkend u. schreibend viel mit der Vergangenheit, und mit Gefühlen der Dankbarkeit erinnere ich mich oft Ihrer u. des freundschaftlichen Schutzes, dessen Sie mich immer gewürdigt, und der Ihnen gewiß im Himmel so wie auf Erden gut angeschrieben wird. Ich hätte mich gern einmal schriftlich bei Ihnen in Erinnerung gebracht, aber kränkelnden Sinnes befürchtete ich eine Mißdeutung; denn ich hätte viel klagen müssen, und ich weiß daß jeder Klagebrief eines unglücklichen Freundes zugleich eine Tratte auf Ihr Herz ist, die immer großmütig honoriert wird.

Zweifelt jemand, daß auch dieser Brief geeignet war, den Schreiber beim Empfänger in Erinnerung zu bringen, und daß er wie jede andere Tratte behandelt wurde? Der nichtpublizierte Brief aus dem Besitze des Barons Henri Rothschild wäre vielleicht ~~lesenswert~~. Noch erwähnt Herr Hirth, daß ein Brief an die Familie Rothschild ~~verloren~~ gegangen sei. Die Mouchel zitiere diesen Brief, der wieder eine Kondolenz war und »ein ebenso großartiges wie tief ergreifendes Bile jüdischer Trauer enthält«. Es habe sich wohl um den Tod des Chefs des Frankfurter Hauses, Amschel Maier Rothschild ~~gehandelt~~. »Es ist bedauerlich«, meint Hirth, »daß die Kondolenz an Betty oder James Rothschild vorläufig der Publikation entzogen bleiben muß. Vielleicht ermöglicht es indes ein günstiges Geschick, ihn in nicht allzu ferner Zeit dem Abdrucke zuzuführen für Heines Denkweise, die sich unmittelbar vor seinem Tode dem jüdischen Deismus wieder völlig ~~gehört~~ hatte, wäre er ein bemerkenswertes neues Dokument«. Herr Hirth gibt ~~uns~~ Hoffnung. Aber ~~es ist vor allem~~ bedauerlich, daß der Wiedereintritt in den jüdischen Deismus nicht nur mit der Krankheit des Bekenners, sondern auch mit dem Tod eines Rothschild zeitlich zusammenfällt. ~~Weltanschauungsdinge~~ sind immer mit Respekt zu behandeln, aber wenn ~~Her Stein~~, in dem Heine im Jahre 1952, also zur Zeit, da der ~~Umschwung~~ schon eingesetzt haben mußte, sich auch dem Rothschild nähert, Rührung einflößen könnte, so müßte man die Schar jener Leute, die bei jüdischen Feierlichkeiten, als da sind Hochzeiten, ~~Beschneidungen~~ und Begräbnisse, im Hausflur auf einen Beweis auch nur von »Rachmones« warten, nicht etwa von Zaar ~~pechajim~~, unbedingt als jüdische Deisten gelten lassen. »Alles was in Leid oder Freud Ihr Haus betrifft, findet in meinem Gemüte die tiefste ~~Stympathie~~« kondoliert Heine einmal der Baronin. Das größere Talent dieses einen in Ehren, aber ob nicht manche, die ohne Gesinnungswechsel durch mehr als zwei Jahrzehnte an den Trauerfällen des Hauses Rothschild teilgenommen und an dessen ~~Transaktionen~~ beteiligt wurde, eher ein Denkmal in Deutschland verdienen würden, müßte doch erst untersucht werden.

50
 1d
 1e
 1f
 1g
 H. F
 H. J
 H. K
 18
 1m



1d
 1e
 1f
 1g
 1h
 1i
 1j
 1k
 1l
 1m
 1n
 1o
 1p
 1q
 1r
 1s
 1t
 1u
 1v
 1w
 1x
 1y
 1z

~~Transaktionen~~
 Transaktionen

Es dürfte schwer halten, eine Kondolenz an Rothschild als zweifelfreies Dokument einer geläuterten deistischen Weltanschauung hinzustellen, wenn schon in den Tagen der Jugendstürme und des Unglaubens, damals, als eine für den Onkel Salomon bestimmte Kondolenz unterschlagen wurde, + dann, als die Kondolenz bei dessen

18

diffidit dicitur
H) ...

1/brmidt

/n

F ...

F

eigenem Tode ~~die~~ schmerzliche Enttäuschung war, und späterhin, als so viele Rothschilds starben, die Kondolenz als das Leitmotiv eines Dichterlebens zu erkennen war. Es dürfte schwer halten, erst so spät die Wendung eines Freigeistes zur Religion ~~an~~ anzunehmen, wenn eine uns durch ein günstiges Geschick und von Herrn Hirth/vermittelte Kondolenz an Rothschild — unter zehn Briefen sind drei Kondolenzen — die Beteuerung enthält, »seit Jahren wurde in ihm dieser Glaube«, nämlich der Glaube, »daß jede Berührung mit Rothschild Glück bringt«. Wers glaubt, wird selig. Aber der Glaube der frommen Intelligenz an Heine scheint doch reiner zu sein als Heines Glaube an Rothschild und sie schrickt vor keinerlei Entschuldigungen zurück, um sich ihres Glaubens zu versichern, nicht einmal vor der Enthüllung eines Denkmals. Darüber ließe sich reden, wenn man zu fühlen aufgehört hat. Gewiß ist das Talent von den Eigenschaften, die die Intelligenz nicht einmal in den Briefen Heines zu erkennen vermag, streng zu trennen, aber nur das Talent. ~~F~~ Und wenn das Talent ein Denkmal verdient, so könnte ein solches/schwerlich anders als auf ein halbwegs/moralische Basis gesetzt werden. Die Moralfreiheit des großen Menschen, dem eine Rothschild-Korrespondenz nie anhaften könnte, ist eine, die den Philister schreckt und die nie innerhalb der antimoralischen Möglichkeiten des Philisters zu begreifen wäre. Darum könnte der große Mensch eher eines Denkmals verlustig gehn als das Talent eines erhalten. Niemand darf es bezweifeln, daß einem kranken

Tand in allem ...
Auf so Ab ...
H n
H n
H n

H fällt

1/dog
n

— ...

~~das für Talent, das die ...~~
~~Charaktere — ...~~
~~... ..~~
~~... ..~~
die ist ...
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

1) 1/3

1/d

1/om allen

Ein Denkmal konnte ~~schwerlich~~ anders als auf einer halbwegs/moralischen Basis gesetzt werden. Nun wird gewiß niemand bezweifeln, daß einem kranken Dichter die Unterstützung durch einen reichen Juden/viel weniger zur Unehre gereicht als diesem die Verweigerung. Wenn aber der Pariser Singvogel zugleich ein Spaßvogel ist, der sich das Geld durch gelegentliche Anwendungen von Ehrfurcht erkaufte, um den Spender hinterfrein lächerlich zu machen, so hat doch wahrhaftig, wenn die Zeit nicht nur das Herz, sondern auch die Gerechtigkeit sprechen läßt, der Rothschild ein Denkmal verdient. Es ist ein Fluch des literarhistorischen Handwerks, daß einer, der betreibt, das Interesse für seinen Dichter so leidenschaftlich betätigt, daß er diesen preisgibt, um ein Exkrement von ihm, das er gefunden hat, zu verewigern.

L, ...
... ..
... ..

H Hsch

L ...

Handwritten note at the bottom of the page.

~~und das ist die Sache, die ich nicht verstehen kann.~~

15

Ich habe Sie sehr lieb und es ist mir sehr lieb, dass Sie mir
das hier noch ein wenig
Kunst beibringen.

Aber lassen wir das, die Kindereien der Literarhistoriker, die mit einem einmal gewählten Autor durch ein ganzes Leben zu wirtschaften und mit dem vorrätigen Ruhm auszukommen haben, interessieren mich hier nicht im geringsten. Mich erinnert der Fall nur an eine lange vor dem Krieg unterlassene Arbeit, die jetzt der Mann im 'Mercur de France' vielleicht doch nicht übernommen hat. Mit dem französischen Bürgerrecht hat es nichts zu schaffen, es ist eine rein stilistische Untersuchung. Fern wäre mir die Absicht gelegen, die Briefe zu einer rein ethischen Überprüfung des Falles Heine zu benutzen. Ich hätte sie auch gar nicht tendenziös übersetzen müssen und wäre hoch zu dem Schluß gelangt, es sei eine Schande, Heine noch länger in einer deutschen Bücherei zu dulden, nicht, weil der Verehrer der Bettina Rothschild so und so geartet gewesen sei, sondern weil Liebeswonne, Leid, Sehnsucht, Hoffnung, Enttäuschung und Nachtigallenschlag durch nichts besser auf ihren Kitsch reduziert werden können als durch diese Briefe. Ich hätte aber gesagt, daß ich ihrer gar nicht bedurft hätte, denn mein Recht sei es vielmehr, als Schriftsachverständiger / aus einer Loreley auf die Finanzmoral des Verfassers zu schließen und eine Identität in solchen Dingen zu behaupten. Ich habe ja in der Schrift 'Heine und die Folgen', die das 'Talent' als den Krebs der Kunst zum Problem erhebt, die Sprache als die große Verräterin gewürdigt und die Deutschen viel unverdächtiger als ein Franzose es vermöchte, auf ihren verhängnisvollen Hang aufmerksam gemacht, sich die Sehnsucht von nicht ganz einwandfreien Nachtigallen vorsingen zu lassen. Ich hätte die Briefe nur benutzt, um aus dem Buch der Lieder nachzuweisen, daß sie geschrieben werden mußten und umgekehrt. Herr Nordau, für den die Lyrik nichts mit der Biographie zu schaffen hat, kann es natürlich, da er alle Instrumente der Heine-Verteidigung zur Hand hat, nicht unterlassen, auch der hohen Verehrung zu gedenken, die eine erlauchte Frau mit dem Dichter verbunden habe, eine Erinnerung, die aus einer Taktlosigkeit nachgerade ein Delikt wird. Daß Frauen im Gegensatz zu Kritikern das Recht haben, sich vom Stoff der Dichtung gefangen nehmen zu lassen und daß sie schöpferischer als solch ein

→

→

Tendenz hat
Tendenz hat
implizit, dem
Steinbrunn...
das ist die Sache, die ich nicht verstehen kann.

—

— ist bei mir... —

Dichter sind, wenn sie in seinem Stoff befangen bleiben, das muß Herr Nordau freilich nicht verstehen. Es beweist nichts für Heine, und gegen den Geschmack einer Frau beweist selbst die Tatsache nichts, daß von eben jenem Literarhistoriker aus ihrem Nachlaß nicht etwa ein Liebesgedicht Heines, sondern ein spottschlechtes Witzfeuilleton gegen Mendelssohn und Liszt veröffentlicht werden konnte, das der Herr Hirth ein »bedeutungsvolles Manuskript« nennt. In der Tat ein höchst anrüchiges Dokument für Heines Musik- und Finanzpolitik, von dem jener den Mut hat anzunehmen, daß »der blendende Witz, der aus den Verunglimpfungen Liszts und Mendelssohns spricht«, es der hohen Besitzerin »besonders wertvoll erscheinen lassen mochte«. Und:

Daß Heine an keinem irdischen Hofe eine Anstellung finden wollte, sondern nur an eine im Gefilde der Seligen dachte, ist ein Bekenntnis, das vielleicht so recht aus dem Herzen der Kaiserin gesprochen war und das sie ihrem Dichter besonders hoch anrechnen mochte. Es ist nicht gänzlich außer dem Bereiche aller Wahrscheinlichkeit, daß ihr gerade dieser pointierte Schlußsatz das Manuskript besonders wert machte, das sie gleich allen anderen Heines auf alle Reisen mitnahm.

Der Staatsanwalt, der Heines Urteil über die musikalischen Zeitgenossen zu überprüfen kein Interesse mehr hat, hätte immerhin die Verpflichtung, das Andenken einer erlauchten Frau gegen den ungeheuerlichen Versuch zu schützen, von ihm noch das journalistische Wirken eines Dichters verklären zu lassen, der an den zahlenden und gelobten Meyerbeer die Worte gerichtet hat: »Denn ich habe den Grundsatz, kein Geld, und sei es noch so wenig, abzuweisen. (Wie schlecht kennen mich die Leute, die mich für einen Menschen ohne Grundsätze ausgeben!)« und welchem Meyerbeer geantwortet hat: »Liebster Heine! . . . Sie schreiben mir einen so bitteren Brief, weil der gegenwärtige Zustand meiner Kasse mir nicht gestattet, diesmal Ihren Wünschen Genüge zu leisten« Die Majestät Goethes und einer Kaiserin, die im Tod nicht ahnungsloser vor diesen Dingen steht als im Leben, sind gerade gut genug, um die größte Literaturlüge, mit der je der Welt eine Judennase gedreht wurde, durchzuhalten und die die Kosten einer Unsterblichkeit decken zu helfen, deren

L. Nordau
 Kaiserin
 Hirth

Nun, d
 I Kaiserin

— kritisiert

Sie
 F. Nordau
 Hirth
 Kaiserin
 Meyerbeer
 Heine

H. Hirth

H. Hirth
 Meyerbeer
 Heine

Kennst mich noch Kaiserin
 Nordau.

14

Hochgeehrter Herr Baron!

Die Nachricht von dem betrübten Ereignis, das Sie und Ihre ganze Familie in Trauer versetzt, ist mir zugekommen, und ich bin so frei Ihnen hiemit meine Kondolenz darzubringen. Ich bitte Sie auch Ihrer Frau Gemahlin und dem Herrn Baron Salomon meine aufrichtige u. ehrfurchtsvolle Beileidsbezeugung mitzuteilen.

Ich habe nun seit länger als drei Jahren mir nicht das Vergnügen machen können, Ihnen persönlich aufzuwarten. — — — Unter solchen Umständen beschäftige ich mich denkend u. schreibend viel mit der Vergangenheit, und mit Gefühlen der Dankbarkeit erinnere ich mich oft Ihrer u. des freundschaftlichen Schutzes, dessen Sie mich immer gewürdigt, und der Ihnen gewiß im Himmel so wie auf Erden gut angeschrieben wird. Ich hätte mich gern einmal schriftlich bei Ihnen in Erinnerung gebracht, aber kränkelnden Sinnes befürchtete, ich eine Mißdeutung; denn ich hätte viel klagen müssen, und ich weiß daß jeder Klagebrief eines unglücklichen Freundes zugleich eine Tratte auf Ihr Herz ist, die immer großmütig honoriert wird.

Zweifelt jemand, daß auch dieser Brief geeignet war, den Schreiber beim Empfänger in Erinnerung zu bringen, und daß er wie jede andere Tratte behandelt wurde? ~~Der nichtpublizierte Brief aus dem Besitze des Barons Henri Rothschild~~ wäre vielleicht auch lesenswert. Noch erwähnt Herr Hirth, ein Brief an die Familie Rothschild »sich verlohren gegangen zu sein« oder sei »auswärtigen Mitgliedern des Hauses verschenkt« worden. Die Mouche zitiert diesen Brief, der wieder eine Kondolenz war und »ein ebenso großartiges wie tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer enthält«. Es habe sich wohl um den Tod des Chefs des Frankfurter Hauses, Amschel Maier Rothschild, gehandelt. »Es ist bedauerlich«, meint Hirth, »daß die Kondolenz an Betty oder James Rothschild vorläufig der Publikation entzogen bleiben muß. Vielleicht ermöglicht es indes ein günstiges Geschick, ihn in nicht allzu fernem Zeit dem Abdrucke zuzuführen. Für Heines Denkweise, die sich unmittelbar vor seinem Tode dem jüdischen Deismus wieder völlig genähert hatte, wäre er ein bemerkenswertes neues Dokument. Herr Hirth gibt Hoffnung. Aber wir kommen nicht über ein Bedauern hinweg, daß der Wiedereintritt in den jüdischen Deismus nicht nur mit der Krankheit des Bekenners, sondern auch mit dem Tod eines Rothschild zeitlich zusammenfiel. ~~Nun~~ Weltanschauungsdinge sind immer mit Respekt zu behandeln; aber wenn die Haltung, in der Heine im Jahre 1852, also zur Zeit, da ~~der Deismus~~ schon eingesetzt haben mußte, sich auch dem Rothschild nähert, Rührung einflößen könnte, so müßte man die Schar jener Leute, die bei jüdischen Feierlichkeiten, als da sind Hochzeiten, Transaktionen, Beschneidungen und Begräbnisse, im Hausflur auf einen Beweis auch nur von

Handwritten notes:
H
L, richtig man er auf
im Handlung.
H. u. d. d. d. d.

Handwritten notes:
— auf, liegen / an

Handwritten notes:
— zu!
T, der das...
H d
1/2 (L
— zu!
+ f...
H...
— zu!

»Rachmones« warten, nicht etwa von Zaarlechajim, unbedingt als jüdische Deisten gelten lassen.) »Alles was in Leid oder Freud Ihr Haus betrifft, findet in meinem Gemüte die tiefste Sympathie« kondolirt Heine einmal der Baronin Rothschild. Das größere Talent dieses einen in Ehren, aber ob nicht manche, die ohne Gesinnungswechsel durch mehr als zwei Jahrzehnte an den Trauerfällen des Hauses Rothschild teilgenommen und an dessen freudigen Ereignissen beteiligt wurden, eher ein Denkmal in Deutschland verdienen würden, müßte doch erst untersucht werden. Es dürfte schwer halten, eine Kondolenz an Rothschild als zweifelloses Dokument einer geläuterten deistischen Weltanschauung hinzustellen, wenn schon in den Tagen der Jugendstürme und des Unglaubens, damals, als eine für den Onkel Salomon bestimmte Kondolenz unterschlagen wurde, dann, als die Kondolenz bei dessen eigenem Tode tiefstes Leid und schmerzliche Enttäuschung war, und späterhin, als so viele Rothschilds starben, und in allem Auf und Ab zwischen dem Vergnügen, den alten Jephovä am Barte zu zupfen und dem Heilweh nach der Bundeslade/ die Kondolenz als das wahre Leitmotiv eines Dichterlebens zu erkennen war. Es dürfte schwer halten, erst so spät die Wendung eines Freigeistes zur Religion anzunehmen, wenn eine ~~uns~~ durch ein günstiges Geschick und von Herrn Hirth bereits ~~vermittelt~~ Kondolenz an Rothschild ~~unter zehn Briefen sind drei Kondolenzen~~ die Beteuerung enthält, »seit Jahren wurzle in ihm dieser Glaube«, nämlich der Glaube, »daß jede Berührung mit Rothschild Glück bringt«. Wers glaubt, wird selig. Aber der Glaube der frommen Intelligenz an Heine scheint noch reiner zu sein als Heines Glaube an Rothschild und sie schrickt vor keinerlei Enthüllungen zurück, um sich ihres Glaubens zu versichern, nicht einmal vor der Enthüllung eines Denkmals. Darüber ließe sich reden, wenn man zu fühlen aufgehört hat. Gewiß ist das Talent von den Eigenschaften, die die Intelligenz nicht einmal in den Briefen Heines zu erkennen vermag, streng zu trennen, aber nur das Talent. Ein Talent, doch kein Charakter — ~~das~~ ist leicht zu vereinigen, ~~das~~ ist auch leicht wieder zu trennen. Welch Bekenntnis eines Dichters, welch Geständnis der Verehrer! Ist der Stolz auf das Haben hier nicht ebenso verächtlich wie der Stolz auf das Soll? Beim Genie ist nichts zu trennen, es ist untrennbar geboren, es hat kein Privatleben und es hält über den Tod. Wenn man aber glaubt, daß das Talent ein Denkmal verdient hat, so könnte ein solches doch schwerlich anders als auf einer halbwegs gesicherten moralischen Basis zustandekommen. ~~Natürlich~~ kann man Talent und Charakter trennen, aber ein Denkmal steht dazwischen. Die Moralfreiheit des großen Menschen, dem eine Rothschild-Korrespondenz nie anhaften könnte, ist eine, die den Philister schreckt und die nie innerhalb der antimoralischen Möglichkeiten des Philisters zu begreifen wäre. Darum könnte der große Mensch eher eines Denkmals verlustig gehen als das Talent eines erhalten. ~~Wer~~ wollte bezweifeln, daß einem kranken Dichter die Unterstützung durch einen reichen Juden, auch wenn er dessen Frau liebt, viel weniger zur Unehre gereicht als diesem die Verweigerung/ Wenn aber der Pariser Singvogel zugleich ein Spaßvogel ist, der sich das Geld durch gelegentliche Anwendungen von Ehrfurcht ~~er~~ kauft, um den Spender hinterdrein lächerlich zu machen, so hat doch wahrhaftig, wenn die Zeit nicht nur das Herz, sondern auch die Gerechtigkeit sprechen läßt, vor allem der Rothschild ein Denkmal verdient.

Hand was dem die freies Land ein
abstruieren?
Will gar nicht
man hat die Geschichte
die keine dem Rothschild anständig
wäre nicht für
mit just bitten, die für die
jeder Symphonie Massellows
buntdrucke Dokumente für
Heines Redensarten sind?

Handwritten scribbles and arrows.

Handwritten scribbles.

- will

Handwritten: Handwritten
17a or b

Handwritten notes on the right side of the page, including phrases like "Handwritten", "Handwritten", and "Handwritten".

Handwritten notes on the right side of the page, including phrases like "Handwritten", "Handwritten", and "Handwritten".

Handwritten notes on the right side of the page, including phrases like "Handwritten", "Handwritten", and "Handwritten".

Handwritten notes on the right side of the page, including phrases like "Handwritten", "Handwritten", and "Handwritten".

Handwritten notes on the right side of the page, including phrases like "Handwritten", "Handwritten", and "Handwritten".

~~15~~
15

H der
-1 Soy

Es ist ein Fluch des literarhistorischen Handwerks, daß einer, ders betreibt, das Interesse für seinen Dichter so leidenschaftlich betätigt, daß er diesen preisgibt, um ein Exkrement von ihm, das er gefunden hat, verewigen zu können, und dabei mit dem schlechten Geruch noch den Glauben ~~zu~~ verbreiten ~~sucht~~, es sei eine Reliquie oder geschehe zur Reinigung. Diese Patrone haben eine so glückliche Hand, daß sie noch nie einem Wert etwas hinzugefügt, aber immer einen Unwert blamiert haben. Aber lassen wir das, die Kindereien der Literarhistoriker, die mit einem einmal gewählten Autor durch ein ganzes Leben zu wirtschaften und mit dem vorrätigen Ruhm auszukommen haben, sind nicht imstande, den Kenner Heines gegen ihn einzunehmen. Mich erinnert der Fall nur an eine lange vor dem Krieg unterlassene Arbeit, die jetzt der Mann im 'Mercur de France' vielleicht doch nicht geleistet hat. Mit dem französischen Bürgerrecht hat es nichts zu schaffen, es ist eine rein stilistische Untersuchung. Fern wäre mir die Absicht gelegen, die Briefe zu einer rein ethischen Überprüfung des Falles Heine zu benützen. Ich hätte sie auch gar nicht tendenziös übersetzen müssen und wäre doch ~~zu~~ dem Schluß gelangt, Tes sei eine Schande! Heine noch länger in einer deutschen Bücherei zu dulden, nicht, weil der Verehrer der Bettina Rothschild so und so geartet gewesen sei, sondern weil Liebeswonne, Leid, Sehnsucht, Hoffnung, Enttäuschung und Nachtigallenschlag durch nichts besser auf ihren Kitsch reduziert werden können als durch diese Briefe. Ich hätte aber gesagt, daß ich ihrer gar nicht bedurft hätte, denn mein Recht sei es vielmehr, als Schriftsachverständiger — ich bin nicht Ankläger — aus einer Loreley auf die Finanzmoral des Verfassers zu schließen und eine Identität in solchen Dingen zu behaupten. Ich habe ja in der Schrift 'Heine und die Folgen', die das »Talent« als den Krebs der Kunst zum Problem erhebt, die Sprache als die große Verräterin gewürdigt und die Deutschen viel unverdächtiger als ein Franzose es vermöchte, auf ihren verhängnisvollen Hang aufmerksam gemacht, sich die Sehnsucht von nicht ganz einwandfreien Nachtigallen vorsingen zu lassen. Ich hätte die Briefe nur benützt, um aus dem Buch der Lieder nachzuweisen, daß sie geschrieben werden mußten und umgekehrt. Herr Nordau, für den die Lyrik nichts mit der Biographie zu schaffen hat, kann es natürlich, da er alle Instrumente der Heine-Verteidigung zur Hand hat, nicht unterlassen, auch der hohen Verehrung zu gedenken, die eine erlauchte Frau mit dem Dichter verbunden habe, eine Erinnerung, die aus einer Taktlosigkeit nachgerade ein Delikt wird. Daß Frauen im Gegensatz zu Kritikern das Recht haben, sich vom Stoff der Dichtung gefangennehmen zu lassen und daß sie schöpferischer als solch ein

1 - 2/1
1/1 H 1

1/1

1/1 (1/1)

*

*

*

Dichter sind, wenn sie in seinem Stoff befangen bleiben, das muß Herr Nordau freilich nicht verstehen. Es beweist nichts für Heine, und gegen den Geschmack einer edlen Frau beweist selbst die Tatsache nichts, daß von eben jenem Literarhistoriker aus ihrem Nachlaß nicht etwa ein Liebesgedicht Heines, sondern ein spottschlechtes Witzfeuilleton gegen Mendelssohn und Liszt einmal veröffentlicht werden konnte, das der Herr Hirth ein »bedeutungsvolles Manuskript« nennt. In der Tat ein höchst anrühiges Dokument für Heines Musik- und Finanzpolitik, von dem jener den Mut hat anzunehmen, daß »der blendende Witz, der aus den Verunglimpfungen Liszts und Mendelssohns spricht«, es der hohen Besitzerin »besonders wertvoll erscheinen lassen mochte«. Und:

Daß Heine an keinem irdischen Hofe eine Anstellung finden wollte, sondern nur an eine im Gefilde der Seligen dachte, ist ein Bekenntnis, das vielleicht so recht aus dem Herzen der Kaiserin gesprochen war und das sie ihrem Dichter besonders hoch anrechnen mochte. Es ist nicht gänzlich außer dem Bereiche aller Wahrscheinlichkeit, daß ihr gerade dieser pointierte Schlußsatz das Manuskript besonders wert machte, das sie gleich allen anderen Heines auf alle Reisen mitnahm.

Nun, der reale Staatsanwalt, der Heines Urteil über die musikalischen Zeitgenossen zu überprüfen kein Interesse mehr hat, hätte immerhin die Verpflichtung, das Andenken einer erlauchten Frau, der auch im Tode von Gesetzes und Gefühls wegen mehr Ehrfurcht zukommt als dem lebendigen Rothschild, gegen den beispiellosen Versuch zu schützen, von ihm noch das journalistische Wirken eines Dichters verklären zu lassen, der an den zahlenden und gelobten Meyerbeer die Worte gerichtet hat: »Denn ich habe den Grundsatz, kein Geld, und sei es noch so wenig, abzuweisen. (Wie schlecht kennen mich die Leute, die mich für einen Menschen ohne Grundsätze ausgeben!)« und welchem Meyerbeer geantwortet hat: »Liebster Heine! . . . Sie schreiben mir einen so bitteren Brief, weil der gegenwärtige Zustand meiner Kasse mir nicht gestattet, diesmal Ihren Wünschen Genüge zu leisten . . .«. Die Majestät Goethes und einer Fürstin, die im Tod nicht ahnungsloser vor diesen Dingen steht als im Leben, sind gerade gut genug, um die größte Literaturlüge, mit der je der Welt eine Judennase gedreht wurde, durchzuhalten und die die Kosten einer Unsterblichkeit decken zu helfen, deren Bewerber zugleich der ewige Bittsteller Rothschilds war und einmal

16.

Linn. 1. 1. 1848.

an den Bruder Gustav geschrieben hat: ».... Dann auch fürchtet der Mann, daß ich ihm etwas thue vor dem 21sten dieses Monats, wo durch die geringste Böswilligkeit von meiner Seite alle seine Hoffnungen zertrümmert werden könnten; er möchte sich vor diesem Termin gegen jeden Angriff sicher stellen, u. er hat auch ganz Recht, wenn er sagt, daß ich nichts dadurch erlange, wenn ich ihn rupiniere, u. ich im Gegentheile zu meinem Geld komme, wenn er stehen bleibt... Hat er wirklich meine Actien auf das Guthaben der Iris in Rechnung gebracht, u. sich solchermaßen in Stand gesetzt, aus den dortigen Geldern mich zu rembourssieren: so habe ich erreicht, was ich von Anfang an wollte, u. ich habe wirklich durch Furcht vor meinen öffentlichen Angriffen den Friedländer gezwungen, das Möglichste für mich zu thun. Du siehst aus seinem Brief, wie groß seine Furcht ist; aber Intimidation, lieber Bruder! ist eine Waffe, die sich mit der Zeit abstumpft, u. nur im Momente benutzt werden kann. In dieser Beziehung mache ich Dich darauf aufmerksam, daß Du, im Fall Du vor dem 21sten in Prag selbst sein kannst, die jetzige Stimmung des Helden benutzest, u. für jeden Fall so viel schriftlich von ihm zu bekommen suchst, als möglich ist, um mich zu sichern, u. es ihm unmöglich zu machen, meine Sache zu abandonnieren... Drohen darf ich diesem daher auf alle mögliche Weise, u. da weder sein Schwager noch sein Schwiegervater große Sympathie für ihn haben, u. dieser Friedland auch die feigste M... ist, die je ihre Hosen besudelt hat, so ist energische Drohung hier an ihrem Platze.«

Welch ein Nachtigallenschlag! Der § 98 b bezieht sich auf Singvögel und trifft einen solchen, der mittelbar oder unmittelbar, schriftlich oder mündlich, oder auf andere Art, jemanden mit einer Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Eigentum in der Absicht bedroht, um von dem Bedrohten eine Leistung, Duldung oder Unterlassung zu erzwingen, wenn die Drohung geeignet ist, dem Bedrohten mit Rücksicht auf die Verhältnisse und die persönliche Beschaffenheit desselben oder auf die Wichtigkeit des angedrohten Übels gegründete Besorgnisse einzuflößen. Ein erschwerender Umstand ist es, wenn der Bedrohte durch längere Zeit in einen qualvollen Zustand versetzt worden ist. Ob das vermeintliche »Recht auf die Leistung« den strafbaren Tatbestand ausschließe, darüber gehen die Urteile der höchsten gerichtlichen Instanz auseinander; jede ethische dürfte über den Gebrauch der publizistischen Machtbefugnis zu solchem Zweck nur eine Ansicht haben, und gewiß nicht die, daß der Täter ein Denkmal verdient habe. Wer die Anzeige empfangen hat? Die Nachwelt. Von wem sie gemacht wurde? Sie steht in einem der Briefe, die der Familienstolz herausgegeben und »Heine-Reliquien« benannt hat. Niemand wird behaupten können, daß man aus einem gehässigen Kommentar schöpfe, wenn man solche Dokumente zum Verständnis des Dichters heranzieht;

mein
pelt
plaudert mir
zu
nach P. Hoffm.
mir, wenn ich
für mich bin
sich selbst,
und nicht
angenehm mir.
das ist
nicht
sicher zu sein.

die Quelle ist nur trübe, weil die Quelle trübe ist. Und der Liberalismus meinte von dieser Publikation, daß sie »in vieler Hinsicht ein ganz neues Licht auf Heines Leben wirft«, und knüpfte an sie die berechtigte Hoffnung, sie werde »eine förmliche Umwertung in der Beurteilung Heinrich Heines bewirken«. Welcher Wahnsinn diese Verehrer peitscht mit Reliquien, die sie vor den Feinden sorgfältiger vergraben müßten als einen Schmuck vor den Kosaken, auf die Straße zu gehen, ist unerforschlich. Die Neue Freie Presse punktierte damals das Wort Memme, denn sie wollte offenbar lieber den Heine preisgeben, als dessen Geschäftsfreund. Sie gab noch das Bruchstück als Zuwage: »... was ich doch bestimmt wissen muß, um darnach zu handeln und den guten Moment (nicht) vorbeizulassen, wo jener Mensch noch unter dem Einfluß der Beängstigung ist...« Es wird für alle Zeit das Geheimnis der Literaturforschung bleiben, warum die menschlichen Fragwürdigkeiten, die sie zusammenklaubt, ihren Liebling »reiner, anziehender und lebenswürdiger« erscheinen lassen, ihm »neue Verehrer werben, Ungläubige bekehren« sollen, und es wird wichtig sein, nachzusehen, ob der Herr Hirth in sein Götterbild selbst diese Züge, ob er in seinen fortzusetzenden Briefwechsel auch diese Korrespondenz und die mit Meyerbeer aufnimmt. Wie weit er darin gehen wird, seinen Dichter für sich selbst sprechen zu lassen, wird schließlich Sache seines Forscherehrgeizes sein. »Möge der zweite Band, der nicht weniger als fünfhundert ungedruckte Briefe enthalten soll, bald dem ersten folgen«, wünschte Herr Wittmann. Wir sind gespannt. Jedenfalls hatte jener Hirth aber schon den besonderen Mut, ein Bekenntnis von anderer Seite, von dem er nicht sagt, wie er zu ihm gekommen ist, in Umlauf zu bringen: »Die Journalisten rechnen es mir sehr hoch an, daß ich eine Verehrerin von Heine bin, sie sind stolz darauf, daß ich ihren Heine liebe...« Der Hirth gehe mir aus den Augen! Solche Verehrung war gewiß noch weltenweit entfernt von dem Anspruch auf solche Zustimmung! Aber man sollte uns endlich auch damit verschonen, die Bedeutung Heines von ihr zu bestreiten, und lieber selbst die Beweise für Heines lyrische Bedeutung herbeizuschaffen trachten. Eine einsame Frau muß vor Versgebilden, deren greifbarer Inhalt Mondschein und Liebe sind, keinen anderen Standpunkt haben, als die Menge. Die Natur wäre noch immer in Ordnung, wenn das literarische Urteil einer Frau in die Irre geht. Viel vorbedeutender für ein Chaos ist, daß es noch immer Maskulina gibt, die einen Feuilletonisten des Witzes und des Gefühls »für den größten Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, halten und die/Frechheit haben, von »zwei großen Welt dichtern« zu sprechen, die nun zusammen in Frankreich unbeliebt geworden seien. Als Goethe den Journalisten, der ihm lächelnd zu sagen wagte, er arbeite jetzt an »einem Faust«, unfreundlich verabschiedete, hatte er den Augenblick lang, den die Zusammenkunft wahrte, nicht die Empfindung, daß er mit diesem Besucher einmal gemeinsam auf die Nachwelt kommen oder auch nur Schulter an Schulter mit ihm aus Frankreich heimkehren werde. Das hätte ein Goethe wissen müssen! Die gebildete Banalität, ungewarnt/vor kleine Lieder weiß es anders, und wenn sie noch eine Nachwelt hat, so wird diese sich die Seiten vor Lachen halten über die lyrische Eindrucksfähigkeit, die jene vor die Revolverjournalisten bewährt hat.

~~Heine~~
Hjrgun

V
 (Heine) ~~Heine~~
 V. Heine Reliquie!
 X. Heine Reliquie
 Heine, der Hirth

(Meyerszeit 16. 9.)
 (Brought abge-
 führt bar)

L - Heine
 für seine ungenutzte
 Kugelzeit

» «

Heine

Heine
 Heine
 Heine
 Heine

Heine

Heine

H. H.

Heine

~~Das ist ein Brief an den Kaiser...~~
 Ich bin ein Mann von Ehre, der seinen Namen nicht
 durch schlechte Thaten beschandeln will. Ich habe
 meine Pflichten als Mann und als Bürger erfüllt,
 und ich werde auch in Zukunft so handeln.
 Ich bin ein Mann von Ehre, der seinen Namen nicht
 durch schlechte Thaten beschandeln will. Ich habe
 meine Pflichten als Mann und als Bürger erfüllt,
 und ich werde auch in Zukunft so handeln.
 Ich bin ein Mann von Ehre, der seinen Namen nicht
 durch schlechte Thaten beschandeln will. Ich habe
 meine Pflichten als Mann und als Bürger erfüllt,
 und ich werde auch in Zukunft so handeln.

H. 16a

Ich bin ein Mann von Ehre, der seinen Namen nicht
 durch schlechte Thaten beschandeln will. Ich habe
 meine Pflichten als Mann und als Bürger erfüllt,
 und ich werde auch in Zukunft so handeln.

Ich bin ein Mann von Ehre, der seinen Namen nicht
 durch schlechte Thaten beschandeln will. Ich habe
 meine Pflichten als Mann und als Bürger erfüllt,
 und ich werde auch in Zukunft so handeln.

~~Das ist ein Brief an den Kaiser...~~

Ich bin ein Mann von Ehre, der seinen Namen nicht
 durch schlechte Thaten beschandeln will. Ich habe
 meine Pflichten als Mann und als Bürger erfüllt,
 und ich werde auch in Zukunft so handeln.
 Ich bin ein Mann von Ehre, der seinen Namen nicht
 durch schlechte Thaten beschandeln will. Ich habe
 meine Pflichten als Mann und als Bürger erfüllt,
 und ich werde auch in Zukunft so handeln.

H. quie

Eine Religion! Sind das Gläubige oder nur Fetischisten?
Nein, der Hirth und jeder von ihnen, die so um Heine bemüht sind, ist ein Verteidiger in Strafsachen, der seinen Klienten/»hineinreitet,« sondern auch noch Fakten bringt, die dem Staatsanwalt bisher unbekannt waren, und der nun behauptet, dieser »schreie auf« und klagt nur noch aus Wut an, weil jetzt die Unschuld bewiesen sei, während er doch ~~nur~~ vor Freude aufschreit, weil ihm der Verteidiger die Begründung des Strafantrages abnimmt. Keinem Staatsanwalt würde es einfallen, diese res judicata wieder aufzunehmen, niemand hätte ein Interesse daran, dem toten Heine, von dem es zu wissen genügt, daß er ein schlechter Dichter war, den schlechten Menschen nachzuweisen, niemand würde die großen biographischen Vorwürfe erheben, die der Hirth nicht/kleine anekdotische Nachträge nennen läßt. Es wäre vollständig belanglos, ob Heine von Rothschild gekauft/ oder bloß bezahlt war, ob ihm ein toter Onkel mehr enttäuscht hat als ein lebender Vetter, den Meyerbeer geschont und den Friedländer erschreckt hat, und es wäre sicher eine eben so müßige wie ~~niedrige~~ Arbeit, gegen einen Toten, dessen Sünden so verjährt sind wie dessen Schöpfungen/ solche Beweise anzubieten. Da kommen die Verteidiger seines Ruhms und erstatten die Anzeige, bieten Beweise an, führen sie/ gründlich durch/ und haben noch die Keckheit/ auf Freispruch zu plädieren. Wer würde anklagen, wenn die Dummheit, die die Schuld Fakten herbeischleppt, nicht auch die Stirn hätte, sie für Gegenbeweise auszugeben, den, der bei weitem nicht so gut informiert war/ wie sie, den Verleumder zu nennen und zu sagen, die von ihnen verfolgte Unschuld sei endlich rehabilitiert/

→ 2
L. unvoll
1/3 Lg
106 m
Hge

Wip nör
L. ab h. kl. kl. kl.
1/3 L. kl. kl. kl. kl.
L. kl. kl. kl. kl. kl.
kl. kl. kl. kl. kl.
kl. kl. kl. kl. kl.
kl. kl. kl. kl. kl.
kl. kl. kl. kl. kl.

V. J. J. J.
kl. kl. kl. kl. kl.
kl. kl. kl. kl. kl.
kl. kl. kl. kl. kl.
kl. kl. kl. kl. kl.

beginnt mit pag. 52

»Die Feinde Goethe und Heine«

— was ist denn das? Feinde? Weil Goethe den Besucher Heine einmal schlecht behandelt und der Journalist Heine sich dann durch eine abfällige Bemerkung schadlos gehalten hat, darum kann man doch nicht gleich von Feindschaft sprechen? Aber liest man weiter, so merkt man schon, daß es dem Herrn Nordau gar nicht einfällt, es so zu meinen wie er es schlecht ausdrückt, sondern Goethe und Heine seien im Gegenteil vereint in der Feindschaft, die ihnen jetzt in Frankreich entgegengebracht wird, sie sind also vielmehr Freunde, was aber auch nicht ganz dem wahren Sachverhalt entspricht, denn man kann doch nicht gut annehmen, daß Goethe es nicht vorziehen würde, ohne den Kompagnon aus Frankreich ausgewiesen zu werden. Nordau behauptet, daß Goethe jetzt in Frankreich beschimpft, verunglimpft, angeflegelt, zerfetzt, herabgewürdigt werde, also daß ihm annähernd so mitgespielt wird wie andern bedeutenden Menschen von Herrn Nordau. Aber wenn es wahr ist, daß ein Esel in der Revue des Deux Mondes Goethe als den Repräsentanten der heutigen deutschen Wesenseigenschaften auffaßt, der seine eigenen Anschauungen im Faust durch die Raufbold, Habebald und Haltefest aussprechen lasse und die »Philosophie eines schneidigen Drillunteroffiziers« vertrete, dann müßte die heutige deutsche Publizistik den Franzosen doch mit viel mehr Recht eine Überschätzung Goethes vorwerfen, der ja einen verirrt und zum Heil des deutschen Wesens abgetanen Einzelfall bedeutet, wie heuer ganz ausdrücklich in Berlin klar gestellt wurde. Ferner wäre darauf hinzuweisen, daß ihnen, wenn Herr Nordau wirklich recht hätte mit seiner scherzhaften Klage über die »Entziehung des Bürgerrechts« im Falle Goethe, doch dadurch, daß sie im Falle Nordau Ernst gemacht haben, immerhin eine reinliche literarische Handlung gutzuschreiben wäre. Ja, es dürfte wohl auch nicht zu bestreiten sein, daß selbst die härteste Behandlung, die sie sich — ein Hundertstel der von der Journalistik behaupteten Fälle zugegeben — gegenüber Ausländern zuschulden kommen ließen, reichlich durch die Abschiebung des einen Nordau wettgemacht wird, genau so wie Rußland viel Unrecht im voraus dadurch gesühnt hat, daß es schon in Friedenszeiten den Brandes nicht über die Grenze ließ. Daß die Pariser sich gegen die abziehenden Ausländer anständig, ja nobel benommen

haben, hat Herr Nordau selbst, im Gegensatz zu der telegraphischen Berichterstattung, zu erzählen gewußt, er scheint aber jetzt, da ihm eine Hoffnung schwindet, sich entschlossen zu haben, entweder die Wahrheit zurückzuziehen oder die Wahrheit zu sagen. Ein zuverlässiger Zeuge für den Modus bei Abschiebungen dürfte Herr Nordau nicht sein, er macht den Eindruck der Befangenheit, und wenn es nicht zu langweilig wäre, einen Autor wie Herrn Nordau auch noch zwischen den Zeilen zu lesen, so würde man den Verdacht gewinnen, daß er den Franzosen nur Härte gegen Goethe vorwerfe, weil er sie der Härte gegen Nordau beschuldigen will. Die Leidensgenossenschaft mit Heine wäre, wiewohl dieser Pariser Korrespondent immerhin geschickter war, nicht gerade ein Anspruch, den man Herrn Nordau als Unbescheidenheit auslegen müßte. Und wenn der Graf Karolyi darauf stolz war, bei gleicher Gelegenheit in gleichem Raum die persönliche Bekanntschaft des Nordau zu machen, so darf ein engerer Kollege sich die Schicksalsgemeinschaft schon gefallen lassen.

Wie stehts nun aber mit diesem? Sollte es denn wahr sein, daß Frankreich sich hier endlich zu einer radikaleren Maßnahme entschlossen habe? Was man in der Kriegszeit an französischen Äußerungen über Heine vernommen hat, schien eher auf den trostlosen Entschluß hinzudeuten, nunmehr den aus dem alldeutschen Deutschland Verbannten für Frankreich zu reklamieren und sein Schicksal gegen Deutschland auszuspielen. Ein pariser Schmock verstieg sich, als wäre er ein berliner, so weit, Heine als den größten deutschen Dichter zu feiern, für den natürlich Deutschland nicht das geringste Verständnis habe. Für solche Eseleien entschädigt die Gewißheit, daß der französische Kunstgeschmack die politische Ablehnung Heines durch Deutschland immer ganz richtig eingeschätzt und das deutsche Kunstphilisterium immer für fähig gehalten hat, dem Dichter Heine aufzusitzen. Der Vicomte Voguë hat vor ein paar Jahren den — für einen, der glaubt, daß Sieg und Kultur gemeinsam errungen werden — ziemlich perspektivischen Satz geschrieben, daß die Errichtung eines offiziellen Heine-Denkmal in Deutschland in einem künftigen Krieg Frankreich die Aufstellung von fünf Armeekorps ersparen könnte. Es war vorauszusehen, daß die Kriegssituation das politische Moment des Falles Heine in den Vordergrund schieben und daß sich ein paar Schwachköpfe in Frankreich zusammentun würden, um den »Deutschenfeind« Heine

2

als den größten Dichter, den die Deutschen je besessen haben, auszurufen. Nach der Darstellung des Herrn Nordau aber, in dessen Literaturhorizont solche Ansicht gepaßt hätte, scheint sich gerade jetzt auch jemand gefunden zu haben, der hier eine dem Herrn Nordau peinliche Klarheit schafft und die Persönlichkeit Heines an Deutschland wieder dankend zurückstellt. Herr Nordau beginnt denn auch prompt zu zitieren: »Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?«, nennt ihn einen »prometheischen Dulder«, spricht von seiner »deutschen Schwerblütigkeit«, die ihm auch seine dümmsten Verehrer bisher nicht nachgerühmt haben, und erzählt, daß zu seinem Grab am Montmartre als zu einem geweihten Wallfahrtsort Hunderttausende gepilgert seien, »die der Liebeswonne, dem Leid, der Sehnsucht, der Hoffnung, der Enttäuschung der eigenen Seele durch den Nachtigallenschlag der Heineschen Lieder einen beseligenden, tröstenden oder erlösenden Ausdruck gegeben hatten«, zu denen aber hauptsächlich Deutsche zählten und solche Ausländer, »die in den deutschen Kulturkreis eingetreten sind«. »Aus den Tiefen des französischen Volkes« seien diese Huldigungen nur in seltenen Fällen aufgestiegen, nur aus den Tiefen des deutschen Volkes, wobei Herr Nordau natürlich an seelische Tiefen denkt und sich nur, da er allzulange nicht aus Frankreich ausgewiesen wurde, schlecht ausdrückt. Aber bloß die »Gemeinde« habe so gefühlt, sonst wurde »der größte Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, in der Heimat verfolgt und verleugnet. Das Lied »Fischerin du kleine« war seinerzeit von den Werkeln nicht so abgespielt wie diese Walze, ja selbst »Ich weiß nicht was soll es bedeuten« ist origineller. Nun aber, klagt Herr Nordau weiter, beginnen die deutschen Schmähungen gegen Heine in Frankreich einen Widerhall zu wecken. Im Mercure de France habe einer jener erzreaktionären Schufte, die sich schon an Dreyfus versündigt haben, auch Heine verunglimpft. Es wurden ihm — wie kleinlich — seine Bettelbriefe an seinen Oheim Salomon, Erpressungen an Meyerbeer und dergleichen vorgeworfen. Dies schon vor dem Krieg, nun aber erst recht und nur mit dem Unterschied, daß Heine früher als korrupter Jude und jetzt, weil dies dankbarer sei, als korrupter Deutscher hingestellt werde. Vielleicht macht der französische Nationalismus hierin einen geringern Unterschied als Herr Nordau glaubt, und vielleicht ist es jenem nur darum zu tun, nachzuweisen, wie unbeirrbar das deutsche Kunstgefühl und wie durch ein halbes Jahrhundert tragfähig der deutsche Glaube an einen Lyriker ist, dessen Reimfähigkeit, Sentimentalität und flache Witzigkeit ihm Qualitäten bedeuten, die er von dem oft durchschauten Privatcharakter streng zu trennen weiß. Herr Nordau versteht das nur nicht, er glaubt ja auch, der Nachtigallenschlag habe nicht das geringste mit den finanziellen Dingen zu schaffen, und diese seien Kleinigkeiten:

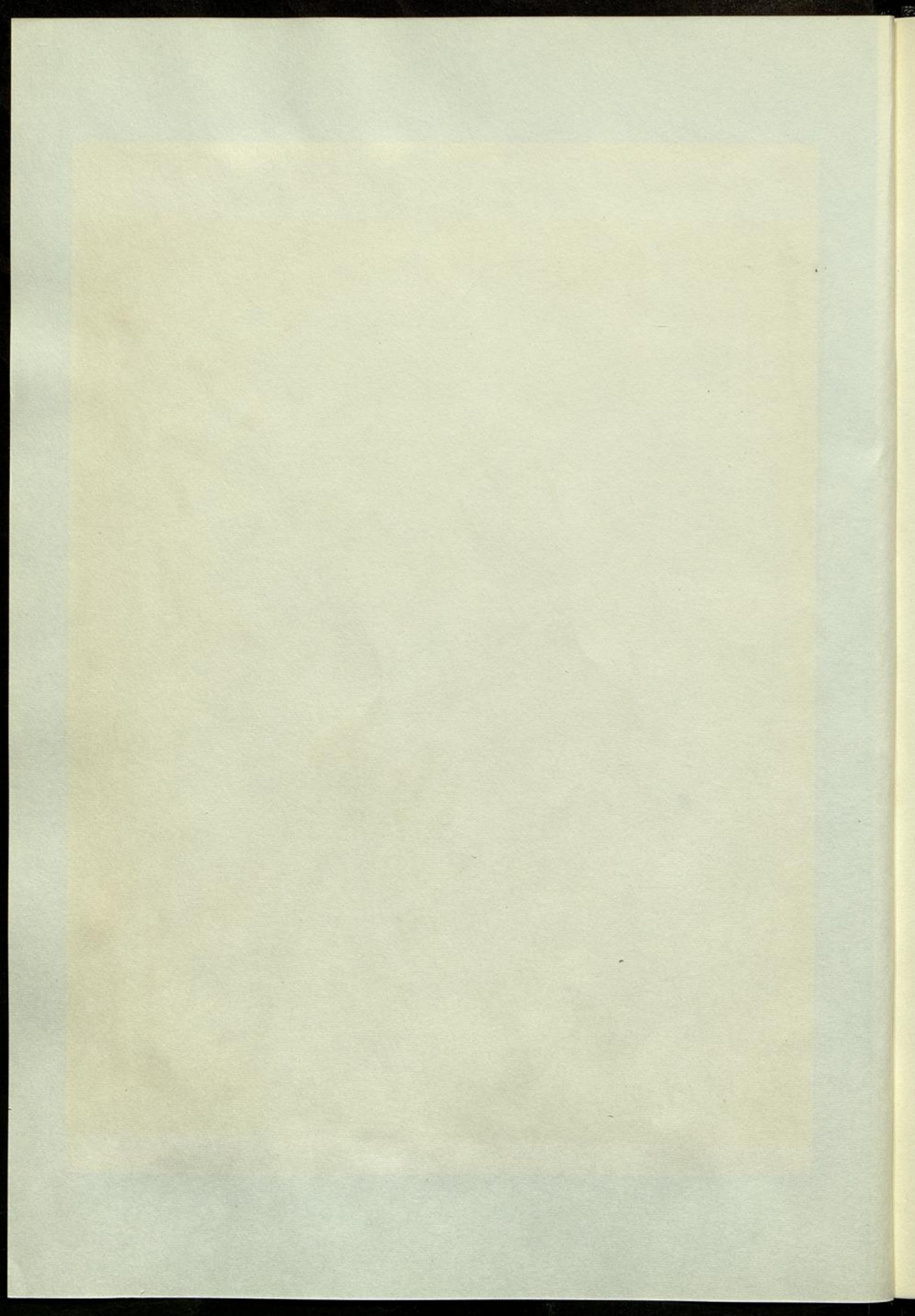
... Eine deutsche Zeitschrift veröffentlichte vor kurzem unbekannte Briefe des Dichters an die Baronin James Rothschild in Paris, die kein anderes Interesse hatten, als höchstens das von kleinen anekdotischen Nachträgen zur Lebensgeschichte des Dichters. In ihnen entschuldigt Heine sich bei der Gattin wegen kleiner Neckereien gegen ihren Mann und gibt ihnen eine möglichst harmlose Deutung. Dieser Briefe bemächtigt sich der französische Schmärer, übersetzt sie tendenziös, versieht sie mit einem Kommentar, der einem Inquisitor höchste Anerkennung abgewinnen würde, und zieht aus ihnen den Schluß, daß es eine Schande sei, Heine noch länger in einer französischen Bücherei, in einem anständigen französischen Hause zu dulden, und daß jeder gute Franzose es als seine vaterländische Pflicht erkennen müsse, diesen deutschen Eindringling, der sich an den französischen Herd eingeschlichen habe, mit Fußtritten über die Grenze zu jagen.

Der Herausgeber der Briefe, ein Herr Hirth, meldet sich nun zu einer »wichtigen Berichtigung« und erklärt indigniert, es seien keineswegs kleine anekdotische Nachträge, sondern höchst interessante Dokumente zum Beweise von Heines finanzieller Unschuld. Weder die Auffassung des Herrn Nordau von der Belanglosigkeit des Vorwurfs noch die des Herrn Hirth von der Wichtigkeit des Gegenbeweises scheint mir zutreffend. Vielmehr glaube ich, daß diese Briefe interessante Dokumente sind, zwar nicht zum Beweise des Vorwurfs, daß der Briefschreiber »im Solde des Hauses Rothschild gestanden sei«, wohl aber der Tatsache, daß er vom Hause Rothschild keinen bekommen hat, und daß er sich mit unregelmäßigen Zuwendungen begnügen mußte. Vor allem aber bin ich der Meinung, daß es delikate Belege sind für eine schwärmerische Gemütsart, die nichts dafür kann, wenn ihr zwei Tonarten durcheinandergehen und der Troubadour sich an den Sozialkritiker erinnert, der den Rothschild anzugreifen hatte. Der Herausgeber der Briefe schwelgt denn auch in der Vorstellung, daß ein Dichter wie Heine zwischen der Poesie der Gattin und der Prosa des Gatten nicht anders wählen und sich nicht anders benehmen konnte:

... Dort (selbst in Frankreich) wußte man die Briefe Heines an die Baronin Rothschild ganz anders und richtig auszulegen; man sah in ihnen, was sie auch wirklich sind, wundervolle Ergüsse einer reichen Dichterseele, die in starker ideeller Abhängigkeit vor des Barons James Gattin stand. Mit Geld haben diese Episteln eines Poeten nichts zu tun; sie lehren nur das eine, daß Heine, der die Baronin angeschwärmt, es innerlich beklagen mußte, sie, die feinnervige Frau, an einen nicht gerade von Poesie erfüllten Mann gebunden zu sehen. Kann ein Dichter der Liebe, wie es Heine ist, anders empfinden? Und mußte er nicht, wenn er dieses Gegenbild von Mann und Frau sieht, zur Ironie greifen, um den Mann ein wenig zu verulken? Welcher Dichter könnte anderes tun? Nein, kein Schatten fällt auf Heine nach seinen Briefen an die Baronin Rothschild. Reiner, anziehender und liebenswürdiger steht er jetzt da, als bevor man diese Schreiben kannte. ... Baronin Betty hat den Dichter wohl verstanden; das können ihre Antwortbriefe an Heine lehren, die demnächst von mir in der »Deutschen Rundschau« publiziert werden.

3

Mit der eigenen Diskretion und mit der eines Dichters mag ja ein Literarhistoriker es halten wie er will. Ob es Sache des Genius ist, zur Ironie zu »greifen«, irgend jemanden »ein wenig zu verulken« und zumal, wenn er dessen Frau an Schwärmt, ob ein Dichter der Liebe nicht doch anderes tun könnte, ob ein Publizist den Rothschild nur anzugreifen hat, weil er der Besitzer einer feinnervigen Frau ist, und ob eine Vermischung beider Agenden den Satiriker oder den Seladon oder beide ethisch verkürzt, darüber wollen wir mit dem Herrn Hirth nicht in Streit kommen, für den der »Poet« eine Erscheinung ist, die ganz nebenbei und gleichsam als Privatbeschäftigung »Ulke« und sonstiges treiben kann. Die Briefe Heines enthalten Stellen, deren »famillionärer« Ton, wie der Schreiber in Angelegenheiten des Hauses Rothschild sich gern ausdrückte, schon eine recht unappetitliche Auffassung von starker ideeller Abhängigkeit verrät. Der Literarhistoriker, dessen Lebensaufgabe die Einmischung in einen fremden Briefwechsel ist, mag ja glauben, daß durch seine Bemühung eine Persönlichkeit noch reiner, anziehender und liebenswürdiger dastehe, als man sie ohnedies schon gekannt hat. Wie sehr ihm dies im Falle Heine gelungen ist, davon konnte man sich aus der leicht faßlichen Inhaltsangabe überzeugen, mit der Herr Wittmann — einmal vor dem Krieg — Hirths weiteren Heine-Briefwechsel einem mit dem Milieu vertrauten Publikum empfohlen hat. Herr Hirth, der dem Nordau vorwirft, daß er die Heine-Rothschild-Briefe nur aus der französischen Entstellung kenne, wird meine Bezugsquelle für die andern gewiß unbedenklich finden. Sie hat mir das Studium des allzu reichen Originals erspart, ich durfte ihr zutrauen, daß sie sich die besten Behelfe für die Ehrenrettung Heines nicht entgehen ließ, und sie hat den Vorzug, daß sie gleich auch den rechten Geschmack und die den Interessenten sympathische Auffassung mitbringt. Im Gegensatz zu Herrn Nordau benütze ich eben nicht tendenziöse und gehässige Heine-Kommentare, sondern halte mich an die freundlichen und authentischen. Der Herr Hirth also, der mir keinen Vorwurf machen soll, hat das Verdienst, die ganzen Heineschen Familienaffären, diese durch keinen Humor bezahlte Stofflichkeit der Budapester Orpheumgesellschaft, unverstümmelt und von jeder unnötigen Diskretion befreit vor der Welt ausgebreitet zu haben, und Herr Wittmann rühmt ihm des öfteren einen »heiligen Zorn« nach, der ihn über das Vorgehen der Mischpoche erfaßt habe, die anstatt einfach die Auskramung der Details ihrer Privatschmutzerei zu verbieten, sich mit Fälschungen begnügt hatte, bis Herr Hirth auf den Plan trat und »die peinliche Kleinarbeit des Restaurators« übernahm, »der die Gliedmaßen des zerschlagenen Götterbildes mühsam zusammenklaubt, um sie wieder harmonisch zu einem Ganzen zu fügen«. Einen glücklicheren Vergleich als jenen mit



dem Götterbild findet Herr Wittmann, wenn er von einem »papiernen Herkulesgeschäft« spricht, »das aber auch als unerläßlich erschien«. Der Bruder Maximilian zum Beispiel hatte ehemals aus den 4800 Franks, die der Onkel Salomon gezahlt hat, rund 8000 gemacht; aber es bleibt in diesem Wirrwar von Zahlen und Gefühlen ziemlich gleichgültig, ob er nicht vielleicht besser informiert war als der Bruder Harry. »Das sind übrigens Kleinigkeiten«, meint Herr Wittmann. Die Tragik in Heines Leben beruht in etwas ganz anderem. Er ist beim Testament beschummelt worden. Er hat dem Onkel einen Kondolenzbrief zum Tod der Tante geschrieben, »aus tiefbewegter Seele«. Der Vetter Karl aber hat den Brief unterschlagen und der Onkel Salomon lebte nun weiter in dem Glauben, Heine sei herzlich, bis er starb. Darum ist »der Pariser Singvogel« beim Testament so schlecht weggekommen, darum spricht er in einem Brief von einer »ungerechten Handlung« seines Oheims, und darum nennt Herr Hirth den Vetter Karl einen »Franz Moor«, denn »sein heiliger Zorn lodert noch höher auf, wenn er davon spricht«. Herr Wittmann klagt:

Salomon Heine hinterließ dreißig Millionen Mark. Von diesem hochaufgetürmten Geldhaufen entfielen auf Heinrich etwa fünfzehntausend Francs. Er wurde mit einem Trinkgeld abgefertigt. Es war die bitterste Enttäuschung seines Lebens. Was er von dem Millionenonkel zu erben hoffte, bildete stets einen festen Posten in seiner Rechnung. Seinen ganzen Zukunftstraum baute er auf dieser Hoffnung auf.

Darum hatte er einen Kondolenzbrief aus tiefbewegter Seele geschrieben; und gerade der war nicht angekommen. Herr Wittmann hat die richtige Perspektive:

Es ist kein nagelneuer Heine, der uns hier entgegentritt, aber dank dem Forscherfleiß des Herausgebers sehen wir den alten wahrer, naturgetreuer, im unverfälschten, vom Unfug nachträglicher Übermalungen befreiten Bilde. Neue Fenster öffnen sich auf dieses Dichterleben.

Wir erkennen einigermaßen, wovon ein Dichter träumt und wie viel Hoffnung und Sehnsucht die Summe, wie viel Leid und Enttäuschung den Rest eines Dichterlebens ausmachen. Herr Nordau kann nachrechnen. Herr Wittmann aber schildert jenen von allem Anfang an als unsteten Romantiker:

Er ist wahrlich nicht leicht einzufangen, dieser Überall-und-nirgends. Kaum gelang es, ihn festzuhalten, entgleitet er uns wieder zwischen den Fingern. Die Unrast scheint das einzige Beständige zu sein in diesem Dichterfrühling, und es gibt keinen deutschen Poeten, dessen Jugendjahre auf ähnlichen Zickzackbahnen sich verliefen. Es ist ein ewiges Hinundher, ein immerwährendes Gehen und Kommen, Weilen und Fahren, Abreisen und Heimkehren, heute hier, morgen dort, übermorgen wieder fort. Als Sechzehnjähriger verläßt er das Vaterhaus in Düsseldorf, um als Volontär in ein Frankfurter Bankhaus einzutreten. Nach wenigen Wochen ist er in derselben Eigenschaft beim reichen Onkel in Hamburg

Welche Stürme! Und so geht es weiter, immer weiter in der Romantik. Sucht er die blaue Blume?

Ein Eilritt, scheinbar ins Blaue hinein, ohne vorgestecktes Ziel. Fasse, wer kann, diesen Sausewind beim Rockschoß! Was ihn vorwärts treibt, rastlos von Ort zu Ort jagt, ist ja im Grunde ein sehr ehrenwerter Drang: er sucht einen Beruf. Zum Kaufmann hat er nicht die geringste Befähigung. Soll er also Advokat werden?

4

Welche Konflikte! Er ›strebt nach dem Unmöglichen‹. Das heißt, der Posten, den er für geeignet hält, ist nicht zu finden. Der Onkel meint es gut und ›richtet ihm ein eigenes Geschäft ein‹.

Den Namen, den er auf sein ›Buch der Lieder‹ zu setzen hofft, liest man vorher auf einer Firmatafel: ›Harry Heine & Cie, Kommissionsgeschäft in Manufakturwaren.‹

Wenn man aber auch mit Spannung diesem rastlosen Leben folgt und sich zunächst bei der Station aufhält, die ihm der Onkel Salomon eingerichtet hat, so könnte man auf die Frage verfallen, ob denn dieses ewige Gehen und Kommen, Weilen und Fahren ein Ende gehabt hätte, wenn der gefundene Beruf ihn nicht auf den Platz verwiesen, sondern etwa gezwungen hätte, für fremde Firmen zu reisen. Aber auch so war seines Bleibens nicht. Schon nach einem Jahr sehen wir ihn die eigene Firma aufgeben, und er pflegte nur noch ›sein dichterisches Geschäft zu verrichten‹, wie Herr Wittmann sagt, der mit diesem Vergleich in der kaufmännischen Sphäre zu bleiben vermeint. Zwischendurch entschloß er sich zum Jus, in einem glücklichen Bild ausgedrückt: ›Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrot essen und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims.‹ Aber es war wieder nur eine Episode. Er ›wird, was er von Anfang an gewesen: ein Dichter‹. Er kann sich nicht helfen: ›Vor kleine Lieder kann ich mich nicht hüten.‹ Herr Wittmann rügt:

Es soll natürlich heißen: vor kleinen Liedern. Doch in diesen Jugendbriefen, was nebenher vermerkt sei, wimmelt es von solchen Sprachfehlern, und besonders der Kampf mit Dativ und Akkusativ will nimmermehraussetzen. Eine Folge, meint Strodtmann, des mangelhaften Düsseldorfer Unterrichtes, der sich während der Franzosenzeit merklich verschlechtert habe — einfach Nachklänge der Umgangssprache im Elternhause, denkt wohl richtiger der neue Herausgeber, der auch nicht dulden will, daß man diese sehr charakteristischen Schnitzer korrigiere. Mancher dieser Briefe trieft förmlich von Judaismen, und es handelt sich da nicht um Flüchtigkeiten einer ungeduldigen Feder, im Gegenteil, der Schreiber schlenkert diese Fettflecke mit Vorbedacht aufs Papier, mit Wohlbehagen. Jude zu sein, hat er ja niemals aufgehört. Gläubiger Jude freilich war er nicht....

nur
Jede
einmal

Der neue Herausgeber hat recht, aber Herr Wittmann schwankt, wie man sieht, zwischen der Auffassung, daß Heine mit Dativ und Akkusativ gekämpft, und der, daß er sie spielend verwechselt habe, und entschließt sich für alle Fälle zu einem Ausweg:

Wir hören seine feine Stimme, wir glauben, den blonden Junker vor uns zu sehen mit seinen blauen Augen, dem zart geröteten Gesicht, der ausdrucksvollen Nase, die nach Theophil Gautiers etwas seltsamer Schilderung, »in der Absicht, griechisch zu sein«, bloß durch »eine leise hebräische Krümmung gestört wurde«.

Wir wurden aber erst vor kurzem mit einer Enthüllung überrascht, welche, die Gautier-Darstellung retuschierend, Herrn Wittmann recht gibt und das Bild des blonden Junkers wieder herstellt, das er vor Augen hat. Heine hatte nämlich eine ausgesprochene Beziehung zum Krieg. In einem lateinischen Gesuch, das er an die Göttinger Fakultät gerichtet hat, »entwirft er ein lebensvolles Bild seines bisherigen Lebenslaufes«. Der größte Teil seiner Mitschüler der obersten Klasse des Düsseldorfer Gymnasiums (»und ich unter dieser Zahl«) hätten damals dem Vaterlande ihre Dienste angeboten, aber der Pariser Friede habe die effektive Teilnahme am Krieg verhindert. Ein Literaturhistoriker, den solches Bekenntnis naturgemäß sehr aufregen mußte, hat nach eingehenden Studien in der »Insel«-Ausgabe zur Briefstelle die Anmerkung gesetzt: »Über diese Meldung zum Kriegsdienst ist nichts bekannt.« Es sei nun, heißt es in jener Miscelle, »vielleicht nicht ohne Belang, daß Heine in dem Schreiben an den Göttinger Dekan seines Vaters als eines ‚quondam miles‘ (einstigen Soldaten) gedenkt; in seinen Memoiren, die allerdings der modernen Heine-Forschung auch nicht als völlig authentisches Material gelten, schildert er seinen Vater . . . als einen in ‚hannöverschen Dienstverhältnissen‘ stehenden Proviantmeister, oder wie es die Franzosen nennen, einen Offizier de bouche, die Preußen nennen es einen Mehlwurm.« Karpeles (mit diesem Namen setzt die Wahrheit ein) »berichtigt diese auf das Soldatisch-abenteuerhafte hin stilisierte Schilderung, die Samson Heine auch als Fürstengünstling, als Sport- und Theaterliebhaber zeigt, dahin, daß Heines Vater zwar Armeelieferant war und Mitglied der Düsseldorfer Bürgerwehr, im Übrigen aber eine friedliche und vor allem tiefreligiöse Natur war«. Diese Berichtigung einer in einem offiziellen Schriftstück enthaltenen poetischen Wendung ist gewiß danach angetan, den Dichter gerade dem heutigen Verständnisse näher zu bringen; überflüssigerweise wird sie noch durch einen Trost verzuckert:

Wenn also auch kein ererbtes »Soldatenblut« im Spiele war, so ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß der Zeitgeist der Befreiungskriege auch den Studiosus Heine zum Kriegsfreiwilligen machte — wenigstens dem Willen und Herzen nach.

Man muß zugeben, daß die Heine-Forschung weit geht. Herr Wittmann aber entschließt sich, von der junkerlichen Auffassung zurückzutreten, um nämlich ein Wunder geschehen zu lassen.

Das Wunder ist nun, daß dieser Jude, dieser jüdischer Jude, der im Vaterhause die deutsche Sprache in ihrer ärgsten Entartung zu hören bekam, nach weniger Jahre Verlauf zu einem der größten Meister dieser Sprache sich entwickelt. Keine Falte ihres Mantels, die sein Ohr nicht auskundschaftet.

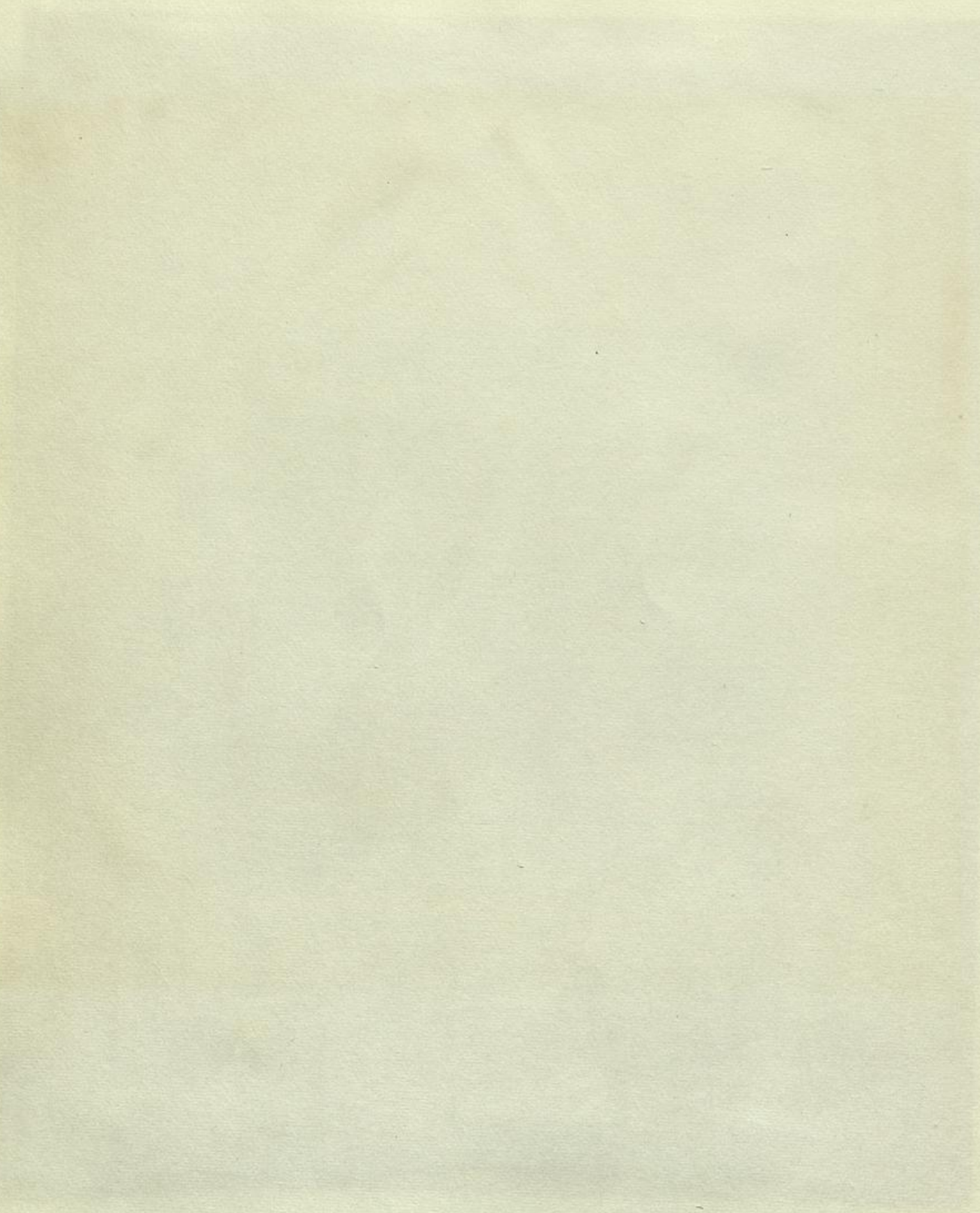
Das ist bei weitem kein solches Wunder wie Herr Wittmann glaubt. Das Erlernen die intelligenteren Stammes- und Standesgenossen im Handumdrehn. Den Mantel der Sprache breiten sie vor der Kundschaft aus, auch wenn sie nicht zufällig vorher ein Kommissionsgeschäft in Manufakturwaren gehabt haben. Meister der Sprache, das wird man am leichtesten, das geht wie geschmiert. Bald also konnte sich Heine vor kleine Lieder nicht hüten. Der Onkel hatte es gut gemeint. Er blieb aber auch, wie Wittmann feststellt, ein »aufrichtiger Bewunderer« dieses Onkels, der mit sechzehn Groschen nach Hamburg gekommen war und dreißig Millionen Mark hinterlassen sollte, ja er scheint es mit dessen Jahren immer mehr geworden zu sein.

Gewissermaßen waren sie einander auch geistig verwandt. In einem genialen Großkaufmann steckt immer ein Stück von einem Poeten; ohne Phantasie, ohne dichterische Intuition erklimmt man die höchsten Gipfel in keinem Beruf, selbst im nüchternsten nicht. Der Neffe sang Lieder und Romanzen, der Onkel dichtete in Mark Banco.

Nur mit dem Unterschied, daß die Sehnsucht des Onkels bei der Sache blieb und sein ganzer Zukunftstraum sich nicht auf der Hoffnung aufbaute, einmal die Talente des Neffen zu erben. Er war eben doch ein anderer Dichter, ein echterer; und der Neffe dürfte dem Onkel verwandter gewesen sein, als der Onkel dem Neffen. Jener sei aber in der ganzen Familie immerhin der einzige gewesen, der »bei aller Unbildung einiges Verständnis und poetisches Mitempfinden aufbringen konnte.«

Ihm ist ja auch das Lyrische Intermezzo gewidmet, und sicherlich hatte er ein Auge für die geniale Begabung des Neffen. »Leider Gottes was für ein Talent«, schreibt er seiner Tochter Therese, indem er ihr ein soeben entstandenes Gedicht, frisch von der Pfanne weg, zusendet, und schmunzelnd fügt er hinzu: »Er hatt mir versprochen, Sich zu bessern.«

einbringen!



Und an Heine selbst schreibt er:

Deine Frau hat sich gut aufgeführt — ich habe nicht daran
gezweifelt, ist ein gutes Schicksche, ist acht, Du bist gemacht,
Deine Kinder — woher — können gemacht werden.«

Einen Brief, den der Familienstolz selbst vor ein paar
Jahren veröffentlicht hat, schließt er:

also entschuldige
wenn Dein Onkel
Salomon Heine
der Mann, der Deinen Namen führt
Spas
Gedicht mached.

Herr Wittmann spottet:

Ohne Zweifel glaubte der reiche Bankherr, das Wesen der Poesie
bestehe wirklich in den strophenartig gebrochenen Zeilen, auf diese Weise
mache man Gedichte, oder wenigstens Spaßgedichte.

Der reiche Bankherr hatte so unrecht nicht, abgesehen
davon, da er ja als genialer Großkaufmann sowieso ein Dichter
war. Beinahe das ganze Deutschland, in Krieg und Frieden, glaubt,
daß das Wesen der Poesie eben darin bestehe, und leider Gottes
was für ein Talent, wenn es nicht geradezu so entstanden ist,
verdankt solcher Auffassung seine ganze Geltung. Diese wird
einst in einem kulturellen Raritätenkabinett ausgestellt werden.
Man wird das deutsche Entzücken an einem ungezogenen Liebling
der Grazien bestaunen, der seiner Schwester »reizende Briefe
schrieb, in denen bloß einige derbe Ausdrücke über ihre
Schwangerschaft, die ‚Kälberemisere‘, das ‚Vorgebirge der guten
Hoffnung‘, störend wirken mögen«. Mögen sie. Es hat doch ein
Entzücken gegeben an einem schwerpunktlosen Talent, das einer-
seits »dem köstlichen Vergnügen, den alten Jahwe am Barte zu
zupfen, nicht entsagen konnte«, anderseits nicht der Sehnsucht
»nach der knoblauchduftenden Romantik der alten Bundeslade«.
Und dieser »Feind aller positiven Religionen« ließ sich, wie solch
ein Wittmann scherzend hervorhebt, knapp vor dem Doktorat
»ins Christentum promovieren. Natürlich war ihm die Taufe
ein ‚gleichgültiger Akt‘, bloß Mittel zum Zweck, ein falsches
Mittel zum unerreichten Zweck«, wie solch ein Wittmann bedauernd
meint. Das Bild wird immer reiner, anziehender und liebenswürdiger.

mitgeteilt

6

Die Beziehung zu Goethe darf nach alldem nicht fehlen. Der Dekan feierte ihn bei der Disputation »als Dichter, ja sogar als Juristen«. Er sei »mit Goethe darin zu vergleichen, daß er sich früher (oder besser) als Dichter denn als Jurist bewährt habe.« Soweit mochte die Kompetenz des Dekans einen Vergleich mit Goethe wagen. Herr Wittmann tadelt nun Heine: er »übertreibe,« wenn er behaupte, der Dekan habe ihn »mit Goethe verglichen« und auch geäußert, »daß nach dem allgemeinen Urteil meine Verse den Goetheschen an die Seite zu setzen sind.« Wenn aber Heine nicht übertreibt und der Dekan es gesagt hat, so hat er die Wahrheit gesagt; das allgemeine Urteil ist so, noch heute so. Immerhin, meint Wittmann, sei es »keine geringe Auszeichnung für den jungen Doktor gewesen, neben dem größten europäischen Namen auch nur genannt zu werden. Bereits hatte er ja den großen Mann von Angesicht gesehen.« Nun muß des weitern freilich zugegeben werden, daß der Eindruck »kein sonderlich günstiger« war: zunächst der Heines auf Goethe und infolgedessen der Goethes auf Heine. Dieser war mit einer Frechheit eingetreten: »und sehr verstimmt war auch der junge Heine, besonders als er hörte, Goethe habe sich über seine Verse ohne Wohlwollen ausgesprochen.« Daß es die Konkurrenz war, das zu verraten, hat Heines Takt verschmäh.

Den Freunden schrieb er nur, er sei in Weimar gewesen, und es gebe dort sehr gutes Bier. Von Goethe kein Wort. Auch guten Gänsebraten gebe es dort, womit denn der Bericht über dieses außerordentliche Erlebnis abgetan war.

Das ist anziehend. Zu näheren Mitteilungen habe er von den Freunden erst gezwungen werden müssen, und fast mit Widerstreben rückte er mit seinen Erinnerungen heraus: »Über Goethes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit.«

Nur Goethes Auge läßt der Junker Anerkennung widerfahren; er läßt ihn mit einem blauen davonkommen, denn ein solches hat er ja selbst. »Sein inneres Verhältnis zu Goethe« sei aber »fortan getrübt« gewesen. Er konnte ihm, wie es die Art solcher Talente ist, sein Minus nicht verzeihen. »Zur Beruhigung seines künstlerischen Gewissens sucht er die subjektiven Eindrücke theoretisch zu begründen, aus einer Verschiedenheit der grundsätzlichen Leitmotive zu erklären«. Er wurde hinausgeworfen, und Goethe gab infolgedessen nur »die Kunst, nicht das Leben selbst«. Jetzt gelte es andere Interessen: die Modernen müssen sich ins Gefecht stürzen, leiden, dulden, kämpfen. »Vor dem Publikum ist er vorsichtiger.« Er bewundert Goethe, »aber man spürt eine gewisse Kälte, wenn er von ihm spricht, und zwischen den Blumen sieht man eine spitze Klinge schimmern.« In Privatäußerungen tut er sich keinen Zwang an. Er nimmts jetzt mit jedem auf, Byron ist sein »lieber Vetter«, wiewohl er nicht der Sohn vom Onkel Salomon ist. Shakespeare freilich ist etwas mehr. »Ich fühle zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrat, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.« Von solcher Albernheit bleibt der Minister Goethe verschont. Der Dichter Goethe aber, nun, der werde »es sich eben doch eines Tages gefallen lassen müssen, daß man seinen Namen in Verbindung mit dem Heinrich Heines nenne«. Erraten! Er muß es sich tatsächlich gefallen lassen. Wiewohl die Erinnerung für Goethe nur so flüchtig war. Aber das allgemeine Urteil ist so. Und Goethe hat es sich selber zuzuschreiben. Er verstand angeblich etwas von Lyrik und war dennoch für Heines Verse so wenig eingenommen wie für den Menschen, der vor ihm stand. Er traute den kleinen Liedern nicht über die Gasse. »Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren . . . Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.« Vielleicht weiß Herr Wittmann nicht, daß Goethes Besucher das einmal öffentlich geschrieben hat. Die Flamme hatte die sonderbare Furcht, sich zu konsumieren. Leider Gottes was für ein Talent blieb vor ihr im Dunkeln! Aber diese Zusammenkunft, so momentan sie war, erhielt dank jener Geschicklichkeit, die einer der beiden Teile von Natur mitbekommen hatte, ihre Fortsetzung auf die Nachwelt. Heine ist und bleibt der zweitgrößte deutsche Lyriker im Zimmer Goethes.

7

Und der Briefwechsel, vollends der mit dem Hause Rothschild, hat nunmehr auch zur Hebung seines Charakters beigetragen. Wenigstens behauptet der Literarhistoriker, daß jetzt der Beweis für Heines Unschuld erbracht, daß den Verleumdern »klipp und klar« — aber doch mehr klipp — bewiesen sei, welch schweres Unrecht sie an dem toten Dichter begangen hatten, und daß sie deshalb »aufschreien mußten«. Logischer wäre, daß sie dann schwiegen und nicht gerade den Briefwechsel zum Beweise ihrer Anwürfe heranzögen. Ich will unlogisch handeln. Ich will einmal dem Herrn Hirth zeigen, wie unrecht er den Verleumdern tut. Und wie unvorsichtig es von ihm ist, in so sicherer Entfernung von seinem eigenen Dokumentenmaterial die Behauptung aufzustellen, daß »diese Episteln eines Poeten nichts mit Geld zu tun haben«, und ihnen ein innerliches Leid über das Schicksal einer feinnervigen Frau abzuhören, die an einen von anderen Gaben als von Poesie erfüllten Mann gebunden lebte, von dem der Poet selbst nicht ganz unabhängig war. Der Unterschied ist nur, daß sie sich gegen die Verbindung nicht wehren konnte, während ihr Versteher sich durch gelegentliche Angriffe auf den Rothschild Abwechslung zu verschaffen wußte, ohne des Lohns, den eine solche Verbindung einträgt, verlustig zu gehen, ja vielleicht mit der Aussicht, ihn dank der prosaischen Denkungsart eines solchen Geldgebers noch zu steigern. Die ideelle Abhängigkeit von einer Unterdrückten wäre ja sofort der Welt, die auf briefliche Beweise hält, plausibel zu machen, wenn sie etwa zu einer ritterlichen Auseinandersetzung mit dem Unterdrücker tauglich gewesen wäre und ganz gewiß nicht durch eine materielle Abhängigkeit von eben diesem kompliziert. Die Literaturforschung mag nun der Ansicht sein, daß es schwer sei, von Rothschild kein Geld zu nehmen. Aber wie sie die Stirn haben kann, es zu leugnen, wenn es einmal und immer wieder geschehen ist, und die Beweisstücke für Gegenbeweise und für wundervolle Ergüsse einer reichen Dichterseele auszugeben, ist schlechthin unerforschlich. Man würde aber dem Herrn Hirth doch nahetreten, wollte man ihm vorwerfen, daß er sich etwa erst die zeitliche Entfernung von jener Publikation zunutze macht, um mit einer verblüffenden Behauptung auftreten zu können. Man muß ihm einräumen, daß er schon damals, im unmittelbaren Anschluß an seine Briefveröffentlichung ('Deutsche Rundschau', Februar 1915) den Mut gehabt hat, die Enthüllung, die er an seinem Dichter vornahm, für eine Ehrenrettung zu halten. Ich hatte, da ich jetzt die entschiedene Erklärung des Herrn Hirth zu Gesicht bekam, als ein unverbesserliches Opfer des gedruckten Glaubens, mich gefragt, ob mein damaliger Eindruck nicht falsch war, und ob mich der Anblick dieser Heine-Rothschild-Dokumente nicht heute doch dazubrächte, die Entrüstung über die Heine-Verkenner zu teilen. Nun habe ich sie mir, um weder Heine noch seinem Hirth und den andern Beschützern ein Unrecht zu tun, wieder angesehen und kann wohl sagen, daß dem Herrn Nordau,

der ja wirklich nur den französischen Kommentar gelesen haben mag, noch eine Überraschung bevorsteht, wenn er auch das Original kennen lernen wird, und daß der französische Angreifer, dessen Darstellung wieder ich nicht kenne, die Heine-Rothschild-Briefe gar nicht tendenziös, sondern leider nur allzu wörtlich übersetzt haben muß, um zu jenem für die Herren Nordau und Hirth so verdrießlichen Urteil zu gelangen. Ferner, daß man durchaus kein Inquisitor, nicht einmal ein Staatsanwalt, sondern nur ein Mensch mit einem durchschnittlichen Gefühl für Zimmerreinheit sein muß, um den Verfasser dieser Briefe ohne jedes hochnotpeinliche Verhör zum Verlassen des Zimmers aufzufordern. »Von größter Bedeutung« schien Herrn Hirth damals ein Brief zu sein, in welchem Heine »sein Buch über Börne, dem Heine heftige Angriffe auf Rothschild in den Mund legt, ankündigt«. So hat der Herausgeber dazumal noch die Neigung bezeichnet, den Gatten »ein wenig zu verulken«. Der Brief lautet:

Frau Baronin!

Versprochenermaßen übersicke ich Ihnen anbei den Anfang meines Romans »Das Passahfest« und den Anfang meines »Ludwig Börne«. Ersterer wird diesen Herbst erscheinen, letzterer aber ist bereits in der Presse und ich kann leider nichts mehr darin ausmerzen. Eben in den Blättern die ich Ihnen zuschicke, stehen die herben Stellen über das Haus Rothschild, — Sie haben also das Corpus delicti, das mich so sehr ängstigt, in Händen. Darf ich noch vor Ihren Augen erscheinen? Ich bitte... Vielleicht verzeihen Sie mir mit heiterm Lächeln. Ich aber, ich versichere Ihnen, ich kann mir nicht genug Vorwürfe machen, daß ich, wo nicht in böswilliger, doch jedenfalls in unziemender Weise von einer Familie gesprochen habe, die in ihrem Schoße so viel Edelsinn und Liebenswürdigkeit verbirgt; — ja verbirgt, denn durch Zufall entdeckte ich jüngst, daß die schöne Frau, die ich nur für geistreich und tugendhaft hielt, auch eine große Seele hat. Baron James ist in der Tat der reichste Mann, aber nicht bloß seines Geldes wegen. Ich habe auch von der heranwachsenden Generation die beste Meinung; Charlotte kündigt sich prächtig an und ich hoffe die Knaben werden gut gedeihen. — Seien Sie überzeugt, Frau Baronin, daß das Interesse, das ich jetzt an Ihrem Hause nehme, nicht von gewöhnlicher Art ist, und genehmiget Sie für meine übrige Lebenszeit — —

Heine, der offenbar einen Dank abzustatten hat, beschuldigt sich einer groben Taktlosigkeit, er demonstriert sie noch jener Dame, die er von ihr mitgetroffen weiß, er kann sie aus dem noch nicht erschienenen Buch nicht ausmerzen, er ist untröstlich über den Angriff, der ein faux pas ist, und er ahnt offenbar nicht, daß er ihn in den folgenden zwanzig Jahren wiederholen wird. Gewiß hat er durch das Bedauern, den schon im Druck befindlichen Angriff nicht mehr entfernen zu können, hinreichend dargetan, daß er einen Bürstenabzug nicht etwa zu dem Zweck einer Dame übersende, um sich ihn vom Gemahl abkaufen zu lassen. Immerhin hat er die Betroffenen zu früh in die Lage versetzt, auch ihrerseits die Unabänderlichkeit des Malheurs zu bedauern, und wenn man nicht annehmen will, daß er der Frau zugemutet hat, mit ihm ein gegen den Mann gerichtetes Geheimnis zu teilen, so mag man sich wohl die Peinlichkeit ihres Entschlusses vorstellen, es dem Gatten zu eröffnen, und die Lebhaftigkeit seines aussichtslosen Wunsches, das drohende Übel abgewendet zu sehen. Es gehört einige Unbefangenheit dazu, einer Frau, deren Einverständnis man nicht voraussetzen kann, die Mitteilung zu machen, daß man demnächst ihrem Gatten eine leider unabänderliche Ohrfeige geben werde, und ~~hindere~~ ^{hindere} ~~wäre~~ ^{wäre} als Antwort die Erkundigung begreiflich, ob sie sich nicht doch um fünf Gulden abkaufen ließe. Sollte eine solche Antwort erfolgt sein, so wäre sie wohl von Heine mit Entrüstung verneint worden; darüber ist aber kein Brief vorhanden. Dagegen spricht der Herausgeber davon, Heine habe der Baronin das Manuskript des Romans »Das Passahfest« übersandt — es sei offenbar der spätere »Rabbi von Bacharach« —, das »sich im Archiv des Hauses Rothschild nicht erhalten habe und vermutlich dem Dichter wieder zurückgestellt wurde«. Aus einem Manuskript ließe sich noch mancherlei ausmerzen; man kann aber sicher sein, das es keine Unziemlichkeit hat. Heine hätte sie, da es den andern Angriff als Mißgriff empfand, gewiß schon vor der Übersendung an die Baronin Rothschild oder doch wenigstens nachher ausgemerzt. Leicht war seine Lage ja nicht. Der Minnesänger, wie Hirth ihn nennt, habe sich »Mißverständnissen« ausgesetzt, als er in einem »berückenden Gedicht« in welchem er die Baronin Rothschild »besang«, die Worte schrieb:

Lieblieh mit den weißen Händen,
Lieblieh mit dem schönen Blick
Schützen Sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick.

Ihre Huld und Ihre Gnaden
Trösten jeden, doch zumeist
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt.

»Nichts lag näher«, räumt Herr Hirth ein, »als diese Strophen«, die er wirklich berückend findet, »so auszulegen, daß Heine sich materieller Unterstützungen durch Baronin Rothschild zu erfreuen hatte, während er in Wirklichkeit in ideeller Abhängigkeit von ihr stand«. Nein, das Gold ist nur Chimäre, wie der dem Dichter bekannte Meyerbeer singt. Und Herr Hirth beweist es, er publiziert alle zehn Briefe, nur einen »mit recht bedeutungslosem Inhalt« läßt er aus und erklärt kategorisch: »Die elf Briefe haben für die Beurteilung des Verhältnisses Heines zu dem Bankierhause ausschließlich maßgebend zu sein«. Wir sind auf den einen nicht neugierig und nehmen gern die zehn als Grundlage für die Beurteilung.

1/2

H. v. H.

* H. v. H.

1/2

↑

H. v. H. T. v. H. T. v. H.

H. v. H.

T. v. H.

1/2



9.

Aus diesen hat also »mit unwiderleglicher Deutlichkeit« nur hervorzugehen, daß Heine »stille, aber innige Zuneigung« für Rothschilds Gattin hegte, dies und nichts anderes. »In seinem Wesen liegt ein merkwürdiger Widerspruch. Während er sich nie davon abhalten ließ, Männern rücksichtslos gegenüberzutreten, wurde er Frauen gegenüber schwach und zaghaft.« In der Liebe natürlich, aber nicht bis zur Reue über sein Auftreten gegen die Gatten. »Als tröstender oder lächelnder Engel sieht er die verehrte Frau immer vor sich, und als ihr gehorsamer oder freundschaftlich ergebener Schützling erwartet er in allen Lebens- oder Liebesnöten ihre Hilfe.« Welcher Art könnte die Hilfe sein, die die Gattin Rothschilds in allen Lebensnöten zu gewähren imstande ist? »Wer Heines Briefe an von ihm verehrte Frauen kennt, wird in solchen Äußerungen das Bekenntnis einer tiefen Herzensneigung sehen müssen. Stärkere Worte des Eingeständnisses seiner Gefühle finden sich niemals bei ihm.« In welcher Art könnte die Verehrte trotzdem die Gefühle erwidern? »Eines scheint ja freilich öfter die Beziehungen zu der Baronin getrübt zu haben: das Verhältnis Heines zu ihrem Mann, dem Baron James, mit dem der Dichter zwar auch freundschaftlich verkehrte, dessen Art und Lebensführung aber seinen unzügelbaren Spott oft und oft herausforderte.« Er hat ihn unbedingt »ein wenig verulken« müssen. »Und selbst die warme Begeisterung für dessen schöne Gattin konnte ihn nicht daran hindern, alles frei auszusprechen, was er gegen den Pariser Bankier auf dem Herzen hatte.« Selbst die? Doch eben die! Mußte er nicht, wenn er dieses Gegenbild von Mann und Frau sieht, zur Ironie greifen? Er konnte nicht anderes tun! Aber er bereute es doch und fand es unziemend? Das auch, aber er konnte auch wieder den Angriff nicht ausmerzen. Wenn es nur eine Taktlosigkeit war, war's nicht eine größere, ihrer bei der Huldigung zu erwähnen, sie der geliebten Frau ins Haus zu schicken? Nein, »es ehrt Heine, daß er gerade die beiden Bücher, das 'Leben Ludwig Börnes' und die 'Lutezia', seiner Freundin überreichte und sie in den Begleitbriefen ausdrücklich auf die 'herben Stellen' in diesen Werken aufmerksam machte. Denn dieser Freimut beweist, daß Heine nicht in irgendwelcher Abhängigkeit von dem Hause Rothschild stand.« Das würde höchstens der Angriff selbst beweisen, dessen Entschuldigung beweist eher das Gegenteil und die Dankesschuld, die sie diktiert, scheint es zu bestätigen. Herr Hirth sieht ein, daß die Beweisfrage noch offen bleibt. »Gewiß geht aus einem Briefe hervor, daß Heine in der Zeit seiner tödlichen Erkrankung sich ein Geldgeschenk erbat und es auch erhielt.« Einmal bitte! »Aber gerade dieser Brief lehrt, daß er nicht dauernd souteniert wurde, daß er niemals im Solde des Bankierhauses stand und daß keinerlei finanzielle Zuwendungen bestimmend auf seine Urteile in Büchern oder Korrespondenzberichten für die

‚Augsburger Allgemeine Zeitung‘ einwirkten.« Ja wurden denn außer diesem einen Mal finanzielle Zuwendungen gemacht? Woher wüßte denn Herr Hirth, daß sie nicht eingewirkt haben, wenn sie nicht gemacht worden wären? Die Gegner sprachen vom Sold, in dem Heine gestanden sei, statt von einem Sold zu sprechen, den er empfangen habe. Sie wollten natürlich nicht auf ein Engagement, wohl aber auf die Verbindung hinweisen. Somit hatte Herr Hirth Gelegenheit, entrüstet zu erklären, ein Fixum sei nicht gezahlt worden. Aber er weiß schon, wie die Gegner es meinen. Denn er sagt jetzt, nachträglich, selbst: »Diese Briefe sprachen vernehmlich aus, was Heines Gegner bis dahin ohne jeden Beweis behauptet hatten« (ganz richtig, das sprechen die Briefe vernehmlich aus) »daß der Dichter niemals im Solde des Hauses Rothschild stand und daß seine Angriffe auf den Baron James keinesfalls auf die Verweigerung von erbetenen Geldunterstützungen zurückzuführen seien.« Wenn Herr Hirth sagt, daß die Gegner den Bezug eines Soldes und zugleich eine Verweigerung von Geldunterstützungen behauptet haben, so räumt er damit ein, daß sie unter »Sold« kein Fixum, sondern eine unregelmäßige Zuwendung verstanden wissen wollten, deren Verweigerung fallweise zu Angriffen auf den Geldmann geführt habe. Aber in seinem Vorwort hat Herr Hirth sich nicht begnügt, die Verweigerung von Geld als Motiv zu bestreiten, er bestritt auch die Annahme von Geld als Motiv und gab sie als Tatsache zu, indem er sagte, »gerade dieser Brief lehre, daß er nicht dauernd souteniert wurde, daß er niemals im Solde des Bankhauses stand und daß keinerlei finanzielle Zuwendungen bestimmend auf sein Urteil einwirkten«. Er hat also nur die Bestechung bestritten, nicht den Empfang. Ja, sind denn finanzielle Zuwendungen gemacht worden? Sie haben nicht bestimmend auf Heines Urteil eingewirkt, sie sind also wohl gemacht worden. Aber doch nur einmal? Heine schreibt an die Baronin, nicht etwa an den Geldgeber, er habe durch Zufall entdeckt, daß sie »auch eine große Seele« hat und daß »Baron James in der Tat der reichste Mann sei«. Diesen Brief aus dem Jahre 1840 meint Herr Hirth nicht, der bezieht sich vielleicht doch auf ideelle Zuwendungen. Eine einzige finanzielle gibt Herr Hirth zu. »Die beiden folgenden Briefe«, aus deren jedem er sie wohl zu erraten glaubt, »sprechen für sich selbst«, sagt er. Wo er recht hat, hat er recht:

10

Paris den 15. Januar 1852.

Herr Baron!

Die älteren Juden, welche sehr gefühlvolle Menschen waren, hegten den Glauben, daß man in Gegenwart eines Kindes nicht etwas Gutes essen dürfe, ohne demselben einen Bissen davon mitzuteilen, aus Furcht, das Kind würde dadurch einen Blutstropfen verlieren, oder wie sie sich ausdrückten, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als das Wort Rachmones.

Ihr edles Herz, Herr Baron, scheint auch diesem großmütigen Aberglauben treu geblieben zu sein und jedesmal, wenn das Glück Sie in Ihren kolossalen Geschäften ganz besonders begünstigte, haben nicht bloß Ihre nächsten Hausfreunde, sondern auch der Dichter, das große Kind, etwas zu schlucken bekommen. In diesem Augenblicke, wo Sie wieder bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt sind, und überhaupt siegreich und millionärer als je aus den Revolutionsstürmen hervorgehen, jetzt erlaube ich mir Ihnen wissen zu lassen, daß ich noch nicht gestorben bin, obgleich mein Zustand nicht eben den Namen Leben verdient.

Eine sehr große und sehr schöne Dame, die mir in meinem Elend manches tröstende Wort zugerufen hat, und die bei Ihnen in sehr großem Ansehen steht, nämlich die Frau Baronin James Rothschild wird es Ihnen sehr gut aufnehmen, wenn Sie sich in einer Weise, die meiner und Ihrer würdig wäre, für mich interessieren wollten.

Genehmigen Sie die Versicherung der wahren und ehrfurchtsvollen Freundschaft, mit welcher ich verharre, Herr Baron,

Ihr ergebener
Heinrich Heine,
50 rue d'Amsterdam.

Die Denkmalswürdigkeit dieses Petenten dürfte außer Frage sein. Mindestens aus Rachmones sollte es das deutsche Volk tun, zumal jetzt, wo es bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt ist und millionärer denn je aus den Kriegsstürmen hervorgehen wird. Rothschild ließ sich nicht spotten, wiewohl er es so oft hatte geschehen lassen. Er ließ sich auch nicht lumpen, wiewohl die Verlockung nahe genug war. Gelöbnis und Quittung:

Paris, 19. Januar 1852.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie meiner nicht vergessen haben, und indem ich Ihnen zugleich für den neuesten Beweis Ihrer Güte verpflichtet bin, sage ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank. Es liegt sichtbar auf Ihnen der Segen Gottes, und jede Berührung mit Ihnen bringt Glück. Seit Jahren wurzelt in mir dieser Glauben, und Ihr persönliches Wohlwollen war mir daher immer besonders erfreulich und trostreich. Bewahren Sie es mir immer mit Ihrer gewohnten Großmut und seien Sie überzeugt, daß ich mich dessen, so viel es in meiner Macht steht, würdig zeigen werde. Ich denke sehr oft an Sie und Ihre edle Familie; die Stunden, die ich die Ehre hatte, in Ihrer Nähe zu verleben, erquickten mich in der Erinnerung. Empfangen Sie, Herr Baron, die Versicherung meiner Ehrfurcht und

wahrhaften Ergebenheit
Heinrich Heine.

Die Gabe war würdig, der Nehmer verspricht es auch zu sein. Wer wollte zweifeln, daß diese beiden Briefe »für sich selbst sprechen«? Daß Herr Hirth einen scharfen Blick hat? Wer aber auch, daß Heine nur dieses einzige Mal Geld bekommen hat? Wer, daß schon die Erwartung, nur (hier) imstande war, Ulk und Angriff in Ehrfurcht und Ergebenheit zu verwandeln, während die Erfüllung vielleicht wirklich nicht geeignet war, auf das Urteil bestimmend einzuwirken? ~~Während umgekehrt~~ Rothschilds Erwartung von Heines Erfüllung enttäuscht wurde/ Heine war gewiß vom Geld/unabhängiger als Rothschild vom Angriff/und ehrfürchtige Briefe waren immer wieder imstande eine Illusion zu wecken, die Ulke zerstörten. Welch ehrenmännlicher Verkehr! Nein, das große Kind bekommt »jedemal etwas zu schlucken«, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als Rachmones, und Herr Hirth, der dabei steht, sagt, es sei nur einmal der Fall gewesen, und ohne Einfluß geblieben auf das unanständige Benehmen des großen Kindes. Durch die Briefe, die für sich selbst sprechen, ist bewiesen, daß es wohl jedesmal, aber freilich nicht regelmäßig zu essen bekam. »So durfte es sich Heine erlauben, den Baron James mehr oder weniger deutlich zu ironisieren, ohne daß die Beziehungen irgendwelche Trübung erfuhren.« Welche Beziehungen? Die freundschaftlichen. Rothschild muß das größte Verständnis für die Freiheit einer Dichternatur gehabt haben, wie konnte und wollte er glauben, daß Heine sich durch Geld, das er ihm zusteckte, beeinflussen lassen werde. Pfui Teufel, wo wird denn ein Bankier einem gefürchteten Ironiker das Geld, das dieser nimmt, es in so schmutziger Absicht geben! Solcher Versuch einer Beeinflussung wäre ja schlimmer als sein Gelingen. »Zweimal, in den Jahren 1837 und 1846, scheinen Spannungen eingetreten zu sein«, räumt Herr Hirth ein. Nur einmal hat Heine Geld bekommen, immer durfte er dafür den Rothschild angreifen, und nur zweimal war der beleidigt. Was war der Grund? Herr Hirth vermutet, Rothschild habe »sich beidemale geweigert, für Heine bei dessen Familie einzutreten, um ihm deren Unterstützungen zu erwirken. Abgewiesene Geldforderungen Heines können keinesfalls in Frage kommen«. Also rein ideale Forderungen, wie wenn Heine etwa verlangt hätte, Rothschild möge die große Seele seiner Gattin anerkennen. »Die Behauptung des Dichters bleibt unumstößlich, daß ihn Rothschild nur deshalb Freund genannt habe, weil er nie Geld von ihm verlangt habe. Auf »verlangt« ist dabei der Nachdruck zu legen; denn erbeten hat sich Heine ja tatsächlich einmal ein Geschenk.« Ein Dichter ist stolz darauf, daß ihn Rothschild Freund nennt, begründet dieses Privileg mit Enthaltbarkeit, denn Rothschild hat nur mit Leuten verkehrt, die nicht Geld von ihm »verlangen«, sondern es »erbitten«, wie sich gehört. Aber aus den Briefen geht doch auch für Herrn Hirth, der ein Forscher ist, hervor, daß Heine immer Geld von Rothschild bekommen hat? Herr Hirth spürt den Einwand und

aber H. H. (Hirth),
 12
 (Rothschild) (Heine)
 H. H. (Hirth)

12

H.

beeilt sich darum nachzutragen: »Daß ihm Baron Rothschild unaufgefordert gelegentlich Zuwendungen machte, wäre freilich denkbar.« Es wäre denkbar, wo es beweisbar, nein, bewiesen ist, von Heines Hand geschrieben, von Hirths Hand abgeschrieben, vor seiner Nase gedruckt? Kann wirklich solcher Zeitvertreib, sich Dinge, die es gibt, auch noch vorzustellen, der Geduld eines Publikums zugemutet werden? Item, Herr Hirth räumt das immer Geschehene als gelegentlich möglich ein, Rothschild hat oft und oft Heines Spott herausgefordert, Heine nie Rothschilds Geld, aber er hat es gelegentlich bekommen. »Doch«, beeilt sich Hirth korrekterweise festzustellen, »ehrt diese Freigebigkeit mehr den Spender, als daß sie den Beschenkten verunehre.« Gewiß, das ist so der Sinn der Wohltätigkeit; ob es aber auch der Sinn der Publizistik ist, sagt Herr Hirth nicht. Rothschild hatte ein Herz neben seiner Brieftasche, jedoch ein Geschäft mit Heines Unabhängigkeit wollte er nicht machen. Dieser sandte wieder einmal (1854) einen Angriff auf den Gemahl der Baronin ins Haus, die »Lutezia«. »Die Ironisierung des Barons James greift hier keineswegs tief, konnte aber gleichwohl den eiteln Chef des Pariser Hauses verletzen«, den zwei Jahre vorher Heine seiner Ehrfurcht versichert hatte. »Weshalb Heine jedem Mißverständnis seiner Absichten mit den folgenden Zeilen vorgriff«:

Hochgeehrteste Frau Baronin!

Ich habe die Ehre, Ihnen heute meine jüngste Publikation zuzusenden — — —

Ich habe besondere Gründe, diese Lektüre Ihrer gütigsten Einsicht zu empfehlen. Es sind Stellen darin, wo ich von dem Herrn Baron spreche und meine Sprache vielleicht nicht die der gewöhnlichen Devotion sein mag, die man einem Gönner schuldig ist; aber es hat um diese Gönnerschaft eine besondere Bewandnis, mit deren Erörterung ich Sie nicht behelligen möchte. Seien Sie aber überzeugt, im Wesentlichen glaube ich mich keines Mangels an Takt schuldig gemacht zu haben. Wenn mich manchmal der Herr Baron mit dem Titel eines Freundes beehrte, so war ich doch nicht so unbescheiden, dies für etwas anderes als für eine lebenswürdige Courtoisie anzusehen, wie er sich denn wirklich mir oft in seiner größten Lebenswürdigkeit gezeigt hat; die Augenblicke, die ich die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft zu sein, gehören zu meinen angenehmsten und freudigsten Erinnerungen. Wie sehr ich ihn liebe und wie wahrhaft ich die großen Verdienste zu würdigen weiß, die er immer in einer Sache bekundete, welche auch mir heilig und teuer ist, werden Sie später, gnädige Frau, aus den Denkwürdigkeiten ersehen, die ich noch vor meinem Abscheiden zu beendigen hoffe. Ich sage dieses, damit der obenerwähnte Mangel untätigster Devotion nimmermehr mißdeutet werden möge — — —

H. Heine
H. Hirth

12

Zwei Jahre vorher hatte die ~~Ehrfurcht~~ ^{Devotion} versprochen, sich, soweit es in ihrer Macht stehe, des freundschaftlichen Wohlwollens würdig zu zeigen. Dieser nicht dauernd soutenierte Dichter beruft sich in seinen Bittbriefen an den Millionär auf die Gattin und in seinen Liebesbriefen an die Gattin auf die Angriffe gegen den Millionär, dessen Gönnerschaft er zwar genießt, aber zu bescheiden ist als die wahre Freundschaft anzuerkennen. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, aber das scheint mir klar, daß eine feinnervige Frau, der solche Zumutung nicht auf die Nerven fällt und die aus solchem Dickicht von Schwärmerei und Schnorrerei nicht sofort an die Seite des legitimen Dickhäuters flüchtet, es wohl verdient hat, in Hirths Literaturgeschichte zu kommen. Rothschild wird von dieser als Wohltäter anerkannt und Heine als dessen Freund. Zwar gestattet Heine im Jahre 1837 dem Johann Heinrich Detmold, »über Rothschild so viel Maliziöses zu schreiben, als er wolle«, Herr Hirth meint aber, durchaus unzulässig sei »der durch nichts zu erweisende Schluß«, Heine sei mit Rothschild »verfeindet gewesen«. »Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die Auslegung des Satzes, daß er, obwohl ein Freund Rothschilds, Detmold in keiner Weise zugunsten des Bankiers beeinflussen wollte, sondern diesem, der sich anscheinend in einem Briefe an Heine ungünstig über James Rothschild geäußert und angefragt hatte, ob er sich in demselben Sinne öffentlich aussprechen dürfe, völlig freie Hand gelassen hatte«. Heine war nicht nur selbst zugunsten Rothschilds unbeeinflussbar, er wollte auch keinen andern Schriftsteller zugunsten Rothschilds beeinflussen. Er ließ jedem freie Hand, er gestattete einen Angriff, »Aber selbst wenn man an eine Spannung zwischen Heine und Rothschild im Jahre 1837 denken will, darf deren Ursache keineswegs in einem mißglückten Versuche Heines, Geld zu erlangen, gesehen werden.« Wer denkt denn an so etwas? Mißglückte Versuche Heines, Geld zu erlangen, sind zwar aus der Korrespondenz mit Meyerbeer glatt nachweisbar, aber im Falle Rothschild hat Heine eine Ablehnung offenbar so wenig krumm genommen, wie Rothschild einen Angriff, der ja schließlich doch auch eine Spannung in einem Freundschaftsverhältnis hinlänglich rechtfertigen könnte. Die im Jahre 1846 wird gar nicht zu begründen gesucht. Heine hat zwar Geld von Rothschild bekommen, sie waren zwar gelegentlich böse, aber der Literaturforschung ist das gute Einvernehmen zwischen einem Dichter und einem Bankier viel zu heilig, um darin eine Trübung eintreten zu lassen, und wenn schon eine eintrat, so muß sie darauf zurück-

zuföhren sein, daß Rothschild in einer rein idealen Angelegenheit, nämlich wegen der Unterstützung durch den Onkel Salomon nicht intervenieren wollte. Diese Weigerung »könnte den Dichter zeitweilig verstimmt und zu der etwas unmutigen Äußerung gegenüber Detmold«, die soeben noch ein Beweis purer Objektivität war, »veranlaßt haben« / »keinesfalls zu sarkastischen Bemerkungen über Rothschild«. Sie sind weder durch die Spannung noch ist die Spannung durch den Geldpunkt bewirkt worden. Was habe denn Heine weiter getan als daß er »einige seiner lächerlichen Eigenschaften ironisierte«? Zwischen den hundert keinesfalls und den hundert keineswegs, die die Beweisführung des Herrn Hirth in ~~Fluß~~ bringen, stellt sich somit das interessante Verhältnis von Heine ~~und~~ Rothschild wesentlich so dar, daß Heine mit Rothschild befreundet war, weil Rothschild dem Heine Geld gab, um von ihm angegriffen zu werden, daß Heine den Rothschild angriff, um mit ihm in Freundschaft zu bleiben, daß Heine nicht beleidigt war, wenn er von Rothschild Geld bekam, und Rothschild nicht beleidigt war, wenn er von Heine angegriffen wurde, und daß nur vorübergehend eine Spannung eintrat, wenn Rothschild dem Heine Geld geben wollte, Heine aber den Rothschild um keinen Preis angreifen wollte, oder wenn Heine den Rothschild zwar angriff, aber Rothschild ihm trotzdem kein Geld dafür gab, Rothschild das als Undankbarkeit auffaßte und Heine enttäuscht war, weil er das von einem Freunde nicht erwartet hätte. Damals hat er bestimmt nichts verlangt, nicht einmal erbeten. Herr Hirth versichert, daß er es wissen müßte, wenn es anders gewesen wäre. »Denn der Überblick über Heines gesamte Korrespondenz ergibt die seltsame Tatsache, daß er, der ja nicht gerade selten bei Freunden Geld borgte, dies nie mündlich, sondern immer schriftlich tat, wozu ihn wohl die Furcht vor mündlichen Abweisungen veranlaßte. Ein naheliegender Analogieschluß drängt zu der Annahme, daß er auch Rothschild nur brieflich um Geld gebeten hätte. Da sich aber kein derartiger Brief erhielt, so muß Heines früher zitierte Äußerung über sein Verhältnis zu dem Baron als durchaus glaubwürdig gelten.« Hirth ist ein

Ann. 1. 1. 1840
(Hirth)
was für
mündlich
ist Hirth
an 1. 1. 1840

→ Gang
* * *

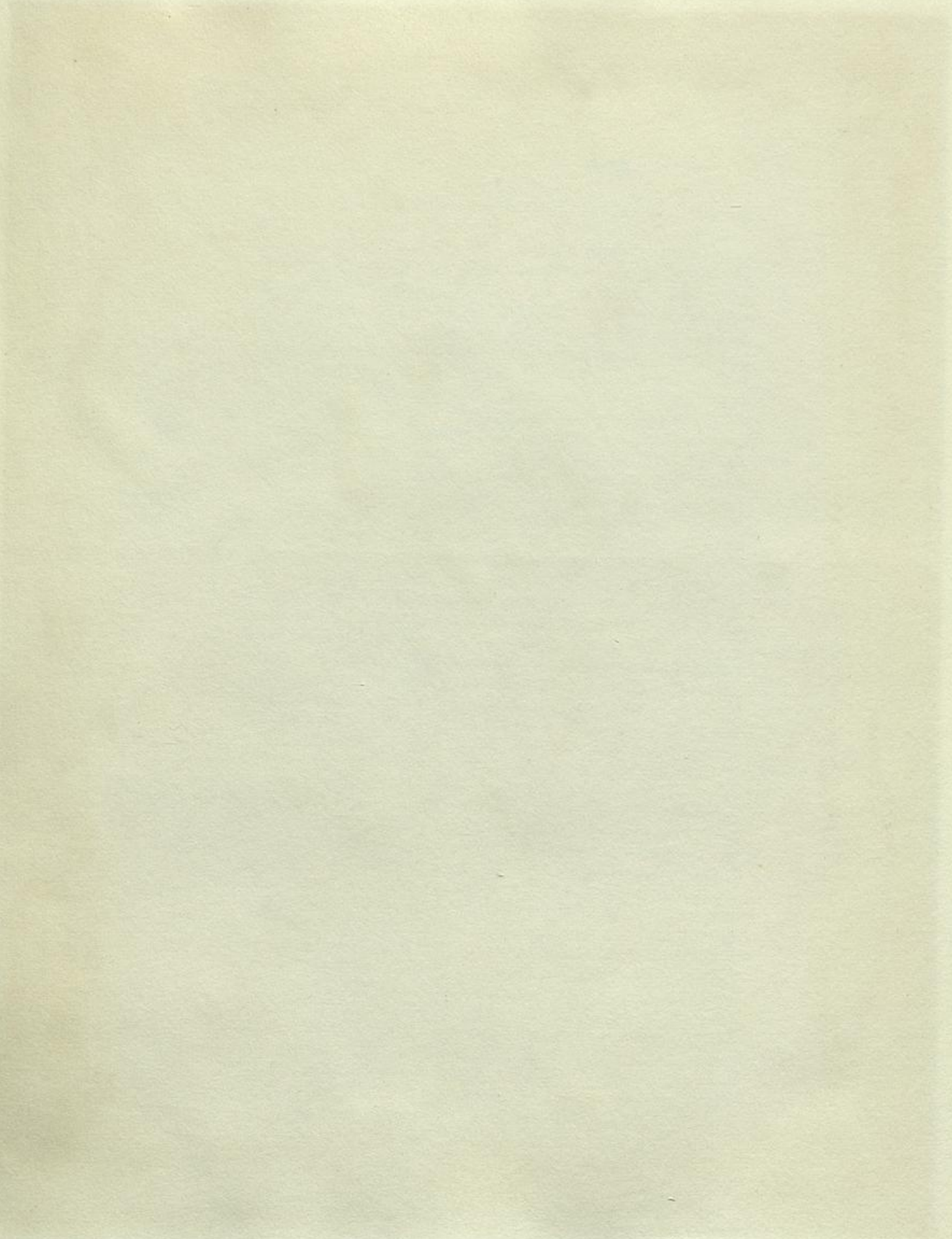
- 201

13

scharfer Logiker. Zwar veröffentlicht er selbst derartige Briefe, zwar ist er froh, die Unterscheidung machen zu können, daß Heine nie etwas verlangt und nur einmal etwas erbeten hätte, trotzdem liegt kein derartiger Brief vor. Für den einen, den er nicht veröffentlicht, wollen wir das Briefgeheimnis wahren und glauben, daß Heine nur so viele geschrieben hat, als sich »erhalten« sollten. Mögen die, welche er selbst veröffentlicht, Herrn Hirth genügen. Er war aber so gewissenhaft, die gesamte Korrespondenz, nicht nur die mit Rothschild, zu untersuchen. Da hat er denn viele gefunden, in denen Heine um Geld bittet, daraus ersieht er mit Recht, daß Heine schriftlich um Geld bittet, denn Briefe sind zweifellos etwas Schriftliches, ~~und~~ daraus geht klar hervor, daß Heine nie mündlich, sondern immer schriftlich um Geld gebeten hat, infolgedessen nach einem naheliegenden und schon drängenden Analogieschluß auch den Rothschild nicht, den er nur schriftlich um Geld gebeten hat. Aus der beglaubigten Tatsache, daß er immer schriftlich gebeten hat, geht somit die seltsame Tatsache, daß er es nie mündlich getan hat, zwingend hervor. Hirth verdächtigt den Dichter, daß er es aus Furcht vermieden habe, mündlich zu bitten, während doch Furcht viel mehr der Zustand jener war, an die er schriftlich herantrat. Furcht kann schon darum nicht der Grund gewesen sein, weil im Gegensatz zu der Vorstellung, die Herr Hirth vom Verkehr zwischen Geber und Nehmer hat, die Erfahrung lehrt, daß mündliche Geldbitten viel schwerer abzuweisen sind als schriftliche und den Erfolg an der Stirne tragen. Heine zög den schriftlichen Weg gewiß nicht aus Furcht, sondern im Gegenteil aus Feingefühl vor; es war ihm noch immer lieber schriftlich einen Refus zu bekommen als mündlich Geld und man kann höchstens vermuten, daß er im Fall Rothschild eine Ausnahme gemacht hat. Denn Herr Hirth argumentiert zwar so: Heine hat einmal schriftlich bestätigt, daß er von Rothschild immer Geld bekommen habe; er hat also von Rothschild einmal Geld bekommen; einmal ist keinmal; also hat er von Rothschild kein Geld bekommen; er hat immer schriftlich um Geld gebeten; also hat er nie mündlich um Geld gebeten; also hat er auch den Rothschild nie mündlich um Geld gebeten; also hat er ihn überhaupt nie um Geld gebeten. Aber so einleuchtend diese Beweisführung ist, könnte man ihr doch die folgende Kette drängender Analogieschlüsse entgegenhalten:

14.

die vollste Objektivität seines Urteils bewahrte und selbst vor Verletzungen der Eitelkeit des Pariser Finanziers nicht zurückschreckte«. Dagegen schrak er — Herr Hirth würde hier mit Recht »schreckte« sagen — vor einem Angriff auf die Geschäftsmethoden Rothschilds zurück, »er war kein Gegner der Geschäftsmethoden des Barons wie etwa Ludwig Börne«. »Er kannte die Schwächen des Bankiers, die er auch gerne dem Gelächter preisgab« — zu einem ziemlich hohen Preis —; »aber von seiner Bedeutung als Finanzmann war er so durchdrungen, daß er sich nicht anmaßte, sie zu be- oder zu verurteilen.« Von Börne, der davon nicht durchdrungen war oder eben diese Bedeutung für ein Übel hielt, war's Anmaßung. Von Rothschild vielleicht Ökonomie, daß er die Verspottung seiner Schwächen freigab und nur die Unterlassung von Angriffen auf seine Macht honorierte. »Denn das muß zugegeben werden, daß James Rothschild, mochten seine Unternehmungen auch manchmal sehr gewagt und gelegentlich mehr auf den eigenen Vorteil als auf den der Gesamtheit angelegt sein, ein Finanzgenie hohen Ranges war, vor dessen Größe selbst Heines Spott verstummte«. Das wissen wir aus den ehrfürchtigen Briefen, die sogar auf den Vorteil Heines angelegt waren. Einmal erklärte er — »in einer ungedruckt gebliebenen Stelle der ‚Bäder von Lucca‘« — »den Wert des Hauses Rothschild besonders anerkennen und seine Verdienste preisen zu wollen. Leider blieb dieser Plan, wie so viele, die Heine hatte, unausgeführt. Er war sich nur zu sehr bewußt, daß er dieses reiche Thema nicht umfassend ausführen könne«. Schade, wenn Rothschild die Stelle nicht gelesen hätte. »So beschränkte sich Heine in der ‚Lutezia‘ auf einige wenige eingehende Bemerkungen über Rothschild, die Ansätze zu einer Charakteristik enthalten«; und die wenigstens die Gattin Rothschilds gelesen hat. Einmal freilich schreibt er, »daß Rothschild träume, er habe einem Armen hunderttausend Francs gegeben, und davon krank werde«. Wahrscheinlich hatte er sich im Fall Heine soeben vor einem leichten Unwohlsein gehütet. Andererseits aber — und gerade da mache er »eine der klügsten Bemerkungen über Rothschild« — lobe er doch auch den Finanzier: »wie einer kein Geld mehr habe, werde er Rothschilds Feind«. Er scheint damals eines gehabt zu haben. Wenn indes Herr Hirth das Interesse eines Dichters an Rothschild, das in der Zeit zwischen 1834 und 1855 verschiedenen Schwankungen ausgesetzt war, schon zu seinem literarhistorischen Studium macht, so sollte er doch die von ihm selbst publizierten Briefe genauer lesen. Einmal (1850) schreibt Heine an den Baron — von den zehn wundervollen Ergüssen sind ja nur sieben an die Gattin gerichtet — einen ehrfurchtsvollen Kondolenzbrief. Es ist eine jener Gelegenheiten, bei denen nicht so sehr der Zaarlechajim als der Rachmones eine schöne Übung ist!



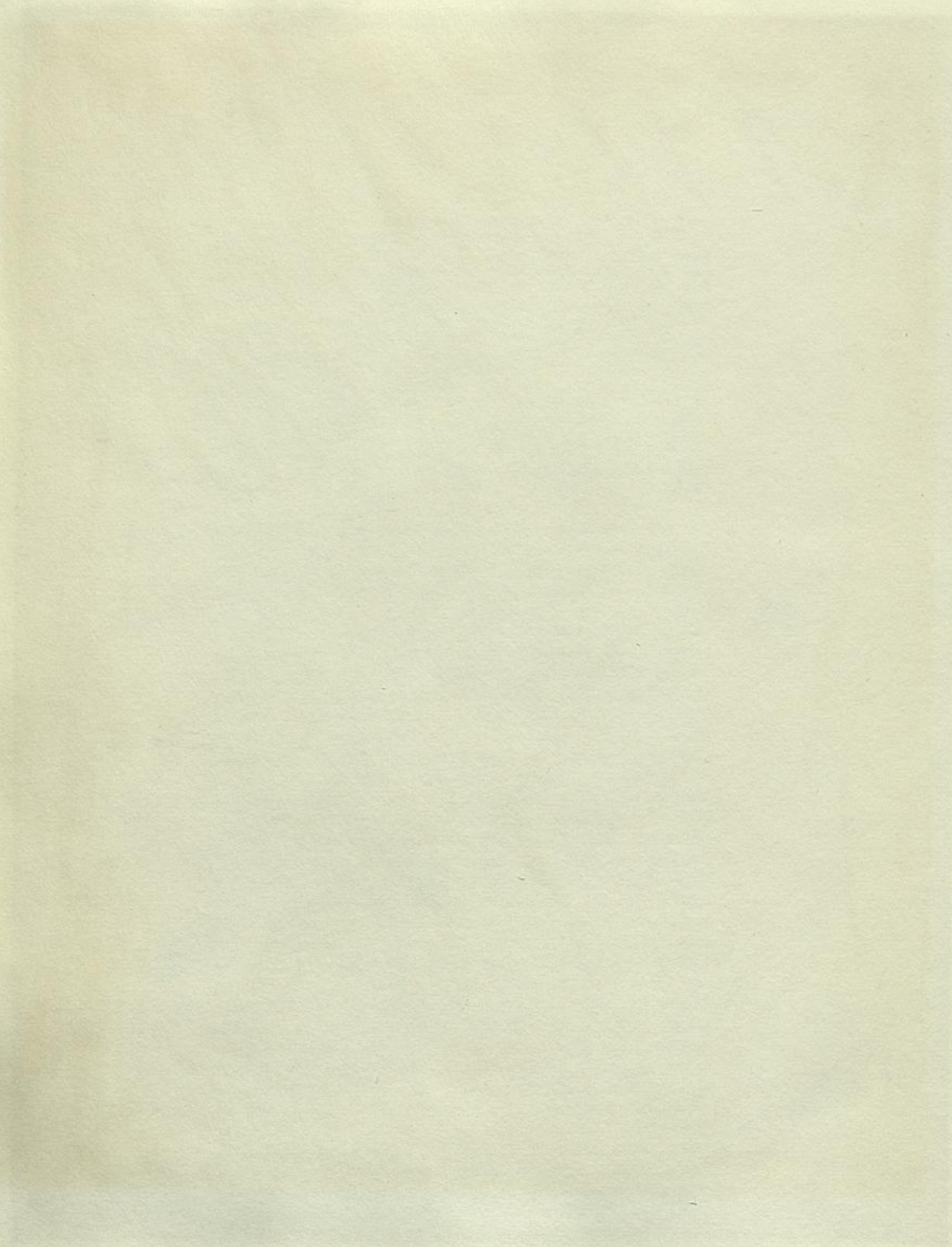
15

Hochgeehrter Herr Baron!

Die Nachricht von dem betrüblichen Ereignis, das Sie und Ihre ganze Familie in Trauer versetzt, ist mir zugekommen, und ich bin so frei Ihnen hiemit meine Kondolenz darzubringen. Ich bitte Sie auch Ihrer Frau Gemahlin und dem Herrn Baron Salomon meine aufrichtige u. ehrfurchtsvolle Beileidsbezeugung mitzuteilen.

Ich habe nun seit länger als drei Jahren mir nicht das Vergnügen machen können, Ihnen persönlich aufzuwarten. — — — Unter solchen Umständen beschäftige ich mich denkend u. schreibend viel mit der Vergangenheit, und mit Gefühlen der Dankbarkeit erinnere ich mich oft Ihrer u. des freundschaftlichen Schutzes, dessen Sie mich immer gewürdigt, und der Ihnen gewiß im Himmel so wie auf Erden gut angeschrieben wird. Ich hätte mich gern einmal schriftlich bei Ihnen in Erinnerung gebracht, aber kränkelnden Sinnes befürchtete ich eine Mißdeutung; denn ich hätte viel klagen müssen, und ich weiß daß jeder Klagebrief eines unglücklichen Freundes zugleich eine Tratte auf Ihr Herz ist, die immer großmütig honoriert wird.

Zweifelt jemand, daß auch dieser Brief, der doch Heine von der Gemütsseite zeigte, geeignet war, den Schreiber beim Empfänger in Erinnerung zu bringen, und daß er wie jede andere Tratte behandelt wurde? Der nichtpublizierte Brief wäre vielleicht lesenswert, vielleicht war er auch eine Kondolenz. Noch erwähnt Herr Hirth, ein Brief an die Familie Rothschild »scheine verloren gegangen zu sein« oder sei »auswärtigen Mitgliedern des Hauses verschenkt« worden. Die »Mouche« zitiere diesen Brief, der natürlich eine Kondolenz war und »ein ebenso großartiges wie tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer enthält«. Es habe sich wohl um den Tod des Chefs des Frankfurter Hauses, Amschel Maier Rothschild, gehandelt. »Es ist bedauerlich«, meint Hirth, »daß die Kondolenz an Betty oder James Rothschild vorläufig der Publikation entzogen bleiben muß. Vielleicht ermöglicht es indes ein günstiges Geschick, ihn in nicht allzu ferner Zeit dem Abdrucke zuzuführen. Für Heines Denkweise, die sich unmittelbar vor seinem Tode dem jüdischen Deismus wieder völlig genähert hatte, wäre er ein bemerkenswertes neues Dokument«. Herr Hirth gibt Hoffnung. Aber wir kommen nicht über ein Bedauern hinweg, daß der Wiedereintritt in den jüdischen Deismus nicht nur mit der Krankheit des Bekenners, sondern auch mit dem Tod eines Rothschild zeitlich zusammenfiel. Gewiß, Weltanschauungsdinge sind immer mit Respekt zu behandeln; aber wenn die Haltung, in der Heine im Jahre 1852, also zur Zeit, da ihm deistische Stimmungen schon nahe liegen mußten, sich auch dem Rothschild nähert, wenn solches Gebet Rührung einflößen könnte, so müßte man die Schar jener Leute, die bei jüdischen Feierlichkeiten, als da sind Hochzeiten, Transaktionen, Beschneidungen und Begräbnisse, in der Hausflur auf einen Beweis auch nur von »Rachmones« warten, nicht etwa von Zaarlechajim, unbedingt als jüdische Deisten gelten lassen. Auch sie stellen ein tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer, wenn sie auch nicht das Talent haben, es zu malen. Auch sie kondolieren »aus tiefbewegter Seele« / und wenn sie schon nicht einen »Zukunftstraum« auf einem Begräbnis aufbauen, so bildet es doch »einen festen Posten in ihrer Rechnung«. Unter elf Briefen Heines an das Haus Rothschild sind drei Kondolenzen



und zwei Gratulationen. »Alles was in Leid oder Freud Ihr Haus betrifft, findet in meinem Gemüte die tiefste Sympathie«/ kondolirt Heine einmal der Baronin Rothschild. Das größere Talent dieses einen in Ehren, aber ob nicht manche, die ohne Gesinnungswechsel durch mehr als zwei Jahrzehnte an den Trauerfällen des Hauses Rothschild teilgenommen und an dessen freudigen Ereignissen beteiligt wurden, eher ein Denkmal in Deutschland verdienen würden, müßte doch erst untersucht werden. Es dürfte schwer halten, eine Kondolenz an Rothschild als zweifelfreies Dokument einer geläuterten deistischen Weltanschauung hinzustellen, wenn schon in den Tagen der Jugendstürme und des Unglaubens, damals, als eine für den Onkel Salomon bestimmte Kondolenz unterschlagen wurde, dann, als die Kondolenz bei dessen eigenem Tode tiefstes Leid und schmerzlichste Enttäuschung war, und späterhin, als so viele Rothschilds starben, und in allem Auf und Ab zwischen dem Vergnügen, den alten Jahwe kam Barte zu zupfen«, und dem Heimweh nach der Bundeslade, die Kondolenz als das wahre Leitmotiv eines Dichterlebens zu erkennen war. Und war denn der Gratulant ein Abtrünniger? Will Herr Hirth behaupten, daß die Kundgebungen, die Heine dem Rothschild anlässlich glücklicher Abschlüsse ins Haus schickte, diese für sich selbst sprechenden Masseltows bemerkenswert Dokumente für Heines Hedonismus sind? Es dürfte schwer halten, erst so spät die Wendung eines Freigeistes zur Religion anzunehmen, wenn eine durch ein günstiges Geschick und von Herrn Hirth bereits dem Abdrucke zugeführte Gratulation die Beteuerung enthält, »seit Jahren wurzle in ihm dieser Glaube«, nämlich der Glaube, »daß jede Berührung mit Rothschild Glück bringt«. Wers glaubt, wird selig. Aber der Glaube der frommen Intelligenz an Heine scheint noch reiner zu sein als Heines Glaube an Rothschild und sie schrickt vor keinerlei Enthüllungen zurück, um sich ihres Glaubens zu versichern, nicht einmal vor der Enthüllung eines Denkmals. Darüber ließe sich reden, wenn man zu fühlen aufgehört hat. Gewiß ist das Talent von den Eigenschaften, die die Intelligenz nicht einmal in den Briefen Heines zu erkennen vermag, streng zu trennen, aber nur das Talent. Ein Talent, doch kein Charakter — nichts ist leichter zu vereinigen, nichts ist auch leichter wieder zu trennen. Welch Bekenntnis eines Dichters, welch Geständnis der Verehrer! Ist der Stolz auf das Haben hier nicht ebenso verächtlich wie der Stolz auf das Sollen? Beim Genie ist nichts zu trennen, es ist untrennbar geboren, es hat kein Privatleben und es hält über den Tod. Wenn man aber glaubt, daß das Talent ein Denkmal verdient hat, so könnte ein solches doch schwerlich anders als auf einer halbwegs gesicherten moralischen Basis zustandekommen. Wohl kann man Talent und Charakter trennen, aber ein Denkmal steht dazwischen. Die Moralfreiheit des großen Menschen, dem eine Rothschild-Korrespondenz nie anhaften könnte, ist eine, die den Philister schreckt und die nie innerhalb der antimoralischen Möglichkeiten des Philisters zu begreifen wäre. Darum könnte der große Mensch eher eines Denkmals verlustig gehn als das Talent

/1

14 12

Jahr 12

11



eines erhalten. Die Nichtmoral des Künstlers darf nicht identisch mit der Unmoral des Philisters sein, ihm nicht so erreichbar, daß sie ihm durch die Identität der Gesinnung auch eine Verwandtschaft im Geistigen vorspiegeln könnte. Dem Genie wird einer nur jene unsittlichen Handlungen nachtragen, die er so wenig begreift wie das Genie selbst. Und als ob der Teufel, der die Banalität reitet, ~~von~~ der Glorifizierung Heines durch die Proben einer gemeinverständlichen Zweideutigkeit nicht genug hätte, schließt sich in der gebildeten Revue, in der Herr Hirth es besorgt, die Abrechnung irgendeines Doktors mit Beethoven an. Mit jenem wie die eigene Musik ergreifenden Schreihals Beethoven, der den Verlegern keinen Dukaten schenken wollte, mit Verwandten prozessierte, Mäzene an Versprechen erinnerte, die sie nie halten konnten und sogar mit der Zeitung gedroht hat, ohne ein Journalist zu sein. Die Bildung weiß nichts davon, daß hier auch der Querkopf wie ein Vulkan raucht und ein Genie durch die Zeit rast, daß den Zusammenstoß noch im Gerichts- und Familienrecht erlebt und das sich für die uneinbringliche Schuld der Welt an den Künstlern durch Rechthabereien zu entschädigen sucht. Aber sein taubes Ohr hat seiner Musik nicht gewehrt und seinen Schrei nicht gehört. Es hört auch das Geräusch nicht, das einer jetzt mit ~~den~~ alten Prozeßakten erhebt und das Wort sagt: »Nur die Kunst, die ihm heilig war, hielt ihn noch im Banne menschlicher Empfindungen und herrlicher Gefühlstiefe. Da boten übrigens seine Meister gute Vorbilder. Aber in seinen Rechts-sachen« und ~~hat~~ zu dem Schluß kommt: »Die Verhältnisse haben Beethoven allmählig von den hohen Idealen abgedrängt, die er, laut einer Aufzeichnung, sich selbst vorgesteckt hatte«. Und der Ankläger plädiert auf mildernde Umstände, während im Nebensaal der Verteidiger eines Journalisten längst Freispruch beantragt hat. Es ist ein Zweiklang aus jener tränenlosen Welt, die ein nachgelassenes Manuskript aus der Pastoralsymphonie auf 1 Gulden 30 Kreuzer schätzt und den Schöpfer von Pöppchen du mein Augenstern, zum reichen Mann macht, und kein Zeitungsblatt ist heute so schlecht redigiert, daß es nicht ihre tragische Fähigkeit zum Kontrast bezeugte. Heine steht reiner, anziehender

i
 - an
 1/2 1/2
 1/2
 1/2 1/2 H. Zank
 H. Z.
 1/2 1/2 1/2
 H. Z.
 1/2 In manigfalt
 die tiefste
 zu seinen Schöpfen
 brist, in
 1/2 die Welt
 1/2

und lebenswichtig da, als bevor man seine Unsauberkeiten kannte, sie werfen auf ihn höchstens ein »neues Licht«; Beethovens Leben bleibt »mit einem schwarzen Fleck behaftet«. Ich glaube mit einem gelben. Dem Selbstmord sollte etwas wie der Verzicht auf ein Denkmal ~~und~~ Flucht aus einer so gearteten Nachwelt entsprechen, die ja um einen Remplacanten nicht verlegen ist. Aber auch die Schmach, gegen sie verteidigt zu werden, bleibe einem Beethoven erspart. Immerhin muß sich, wer Heine vor ihr anklagt, mit dem Zwang der Umstände rechtfertigen und mit der dreisten Begriffsverkehrung, die, wenns ihr beliebt, den Himmel mit Drucker-
schwäze anzuschmieren, das Blaue von ihm herunterlügt. Es ist nicht angenehm, einen Toten vor ein Ehrengericht zu laden und wenn die Pietät der Meinung ist, daß er auch Talent zum Charakter habe, so möge sie sich begnügen, es zu glauben, ohne durch Beweise ein Aufsehen zu machen, und ein Denkmal aus Marmor ~~zu~~ errichten und nicht aus Schnorrbriefen. Wie die Angelegenheit bisher stand, war sie in Ordnung. Wer wollte bezweifeln, daß einem kranken Dichter die Unterstützung durch einen reichen Juden, auch wenn er dessen Frau liebt, viel weniger zur Unehre gereicht als diesem die Verweigerung? Wenn aber der Pariser Singvogel zugleich ein Spaßvogel ist, der sich das Geld durch gelegentliche Anwandlungen von Ehrfurcht erkaufte, um den Spender hinterdrein lächerlich zu machen, so hat doch wahrhaftig, wenn die Zeit nicht nur das Herz, sondern auch die Gerechtigkeit sprechen läßt, vor allem der Rothschild ein Denkmal verdient.

H. v. Meyer

Rainier, ausgeführt 5. Oktober 1841

eines erhalten. Die Nichtmoral des Künstlers darf nicht identisch mit der Unmoral des Philisters sein, ihm nicht so erreichbar, daß sie ihm durch die Identität der Gesinnung auch eine Verwandtschaft im Geistigen vospiegeln könnte. Dem Genie wird einer nur jene unsittlichen Handlungen nachtragen, die er so wenig begreift wie das Genie selbst. Und als ob der Teufel, der die Banalität reitet, an der Glorifizierung Heines durch die Proben einer gemeinverständlichen Zweideutigkeit nicht genug hätte, schließt sich in der gebildeten Revue, in der Herr Hirth es besorgt hat, die Abrechnung irgend eines Doktors mit Beethoven an. Mit jenem, wie die eigene Musik ergreifenden Schreihals Beethoven, der den Verlegern keinen Dukaten schenken wollte, mit Verwandten prozessierte, Mäzene an Versprechen erinnerte, die sie nicht halten konnten, und sogar mit der Zeitung gedroht hat, ohne ein Journalist zu sein. Die Bildung weiß nichts davon, daß hier auch der Querkopf wie ein Vulkan raucht und ein Genie durch die Zeit rast, das den Zusammenstoß noch im Gerichts- und Familienzank erlebt und das sich für die uneinbringliche Schuld der Welt an den Künstler durch Rechthabereien zu entschädigen sucht. Aber sein taubes Ohr hat seiner Musik nicht gewehrt und seinen Schrei nicht gehört. Es hört auch das Geräusch nicht, das einer jetzt mit alten Prozeßakten erhebt und das die Worte sagt: »Nur die Kunst, die ihm heilig war, hielt ihn noch im Banne menschlicher Empfindungen und herrlicher Gefühlstiefe. Da boten übrigens seine Meister gute Vorbilder. Aber in seinen Rechtssachen ...« und zu dem Schluß kommt: »Die Verhältnisse haben Beethoven allmählig von den hohen Idealen abgedrängt, die er, laut einer Aufzeichnung, sich selbst vorgesteckt hatte«. Und der Ankläger plädiert, da wenigstens diese Aufzeichnung zu seinen Gunsten spricht, auf mildernde Umstände, während im Nebensaal der Verteidiger eines Journalisten längst Freispruch beantragt hat. Es ist ein Zweiklang aus jener tränenlosen Welt, die ein nachgelassenes Manuskript aus der Pastoralsymphonie auf 1 Gulden 30 Kreuzer schätzt und den Schöpfer von Puppchen, du mein Augensterne, zum reichen Mann macht, und kein Zeitungsblatt ist heute so schlecht redigiert, daß es dieser Welt nicht ihre tragische Fähigkeit zum Kontrast bezeugte. Reiner, anziehender und lebenswürdiger steht Heine da, als bevor man seine Unsauberkeiten kannte, sie werfen auf ihn höchstens ein »neues Licht«; Beethovens Leben bleibt »mit einem schwarzen Fleck behaftet«. Ich glaube mit einem gelben. Dem Selbstmord sollte etwas wie der Verzicht auf ein Denkmal als Flucht aus einer so gearteten Nachwelt entsprechen, die ja um einen Remplacanten nicht verlegen ist. Aber auch die Schmach, gegen sie verteidigt zu werden, bleibe einem Beethoven erspart. Immerhin muß sich, wer Heine vor ihr anklagt, mit dem Zwang der Umstände rechtfertigen und mit der dreisten Begriffsverkehrung, die, wenns ihr beliebt den Himmel mit Drucker-schwärze anzuschmieren, das Blaue von ihm herunterlügt. Es ist nicht angenehm, einen Toten vor ein Ehrengericht zu laden, und wenn die Pietät der Meinung ist, daß er auch Talent zum Charakter gehabt habe, so möge sie sich/begnügen, es zu glauben, ohne durch Beweise ein Aufsehen zu machen, und ein Denkmal aus Marmor errichten und nicht aus Schnorrbriefen. Wie die Angelegenheit bisher stand, war sie in Ordnung. Wer wollte bezweifeln, daß einem kranken Dichter die Unterstützung durch einen reichen Juden, auch wenn er dessen Frau liebt, viel weniger zur Unehre gereicht als diesem die Verweigerung? Wenn aber der Pariser Singvogel zugleich ein Spaßvogel ist, der sich das Geld durch gelegentliche Anwandlungen von Ehrfurcht erkaufte, um den Spender hinterdrein lächerlich zu machen, so hat doch wahrhaftig, wenn die Zeit nicht nur das Herz, sondern auch die Gerechtigkeit sprechen läßt, vor allem der Rothschild ein Denkmal verdient.

B

Es ist ein Fluch des literarhistorischen Handwerks, daß der, der es betreibt, das Interesse für seinen Dichter so leidenschaftlich betätigen muß, daß er diesen preisgibt, um ein Exkrement von ihm, das er gefunden hat, verewigen zu können, und dabei mit dem schlechten Geruch noch den Glauben verbreitet, es sei eine Reliquie oder geschehe zur Reinigung. Diese Patrone haben eine so glückliche Hand, daß sie noch nie einem Wert etwas hinzugefügt, aber immer einen Unwert blamiert haben. Doch lassen wir das, die Kindereien der Literarhistoriker, die mit einem einmal gewählten Autor durch ein ganzes Leben zu wirtschaften und mit dem vorrätigen Ruhm auszukommen haben, sind nicht imstande, den Kenner Heines gegen ihn einzunehmen. Mich erinnerte der Fall nur an eine lange vor dem Krieg unterlassene Arbeit, die jetzt der Mann im 'Mercure de France' vielleicht doch nicht geleistet hat. Mit dem französischen Bürgerrecht hat es nichts zu schaffen, es ist eine rein stilistische Untersuchung. Fern wäre mir die Absicht gelegen, die Briefe zu einer rein ethischen Überprüfung des Falles Heine zu benutzen. Ich hätte sie auch gar nicht tendenziös übersetzen müssen und wäre doch zu dem Schluß gelangt, »daß es eine Schande sei«, Heine noch länger in einer deutschen Bücherei zu dulden, nicht, weil der Verehrer der Bettina Rothschild so und so geartet gewesen sei, sondern weil Liebeswonne, Leid, Sehnsucht, Hoffnung, Enttäuschung und Nachtigallenschlag durch nichts besser auf ihren Kitsch reduziert werden können als durch diese Briefe. Ich hätte aber gesagt, daß ich ihrer gar nicht bedurft hätte, denn mein Recht sei es vielmehr, als Schriftsachverständiger — ich bin nicht Ankläger — aus einer Loreley auf die Finanzmoral des Verfassers zu schließen und eine Identität in solchen Dingen zu behaupten. Ich habe ja in der Schrift »Heine und die Folgen«, die das »Talent« als den Krebs der Kunst zum Problem erhebt, die Sprache als die große Verräterin gewürdigt und die Deutschen viel unverdächtiger als ein Franzose es vermöchte, auf ihren verhängnisvollen Hang aufmerksam gemacht, sich die Sehnsucht von nicht ganz einwandfreien Nachtigallen vorsingen zu lassen. Ich hätte die Briefe nur benützt, um aus dem Buch der Lieder nachzuweisen, daß sie geschrieben werden mußten und umgekehrt. Herr Nordau, für den die Lyrik nichts mit der Biographie zu schaffen hat, kann es natürlich, da er alle Instrumente der Heine-Verteidigung zur Hand hat, nicht unterlassen, auch der hohen Verehrung zu gedenken, die eine erlauchte Frau mit dem Dichter verbunden habe, eine Erinnerung, die aus einer Taktlosigkeit nachgerade ein Delikt wird. Daß Frauen im Gegensatz zu Kritikern das Recht haben, sich vom Stoff der Dichtung gefangennehmen zu lassen und daß sie schöpferischer als solch ein Dichter sind, wenn sie in seinem Stoff befangen bleiben, das muß Herr Nordau freilich nicht verstehen. Es beweist nichts für Heine, und gegen den Geschmack einer edlen Frau beweist selbst die Tatsache nichts, daß von eben jenem Literarhistoriker aus ihrem Nachlaß nicht etwa ein Liebesgedicht Heines, sondern ein spottschlechtes Witzfeuilleton gegen Mendelssohn und Liszt einmal veröffentlicht werden konnte, das der Herr Hirth ein »bedeutungsvolles Manuskript« nannte. In der Tat ein höchst anrühiges Dokument für Heines Musik- und Finanzpolitik, von dem jener den Mut hat anzunehmen, daß »der blendende Witz, der aus den Verunglimpfungen Liszts und Mendelssohns spricht«, es der hohen Besitzerin »besonders wertvoll erscheinen lassen mochte«. Und:

Daß Heine an keinem irdischen Hofe eine Anstellung finden wollte, sondern nur an eine im Gefilde der Seligen dachte, ist ein Bekenntnis, das vielleicht so recht aus dem Herzen der Kaiserin gesprochen war und das sie ihrem Dichter besonders hoch anrechnen mochte. Es ist nicht gänzlich außer dem Bereiche aller Wahrscheinlichkeit, daß ihr gerade dieser pointierte Schlußsatz das Manuskript besonders wert machte, das sie gleich allen anderen Heines auf alle Reisen mitnahm.

Nun, der reale Staatsanwalt, der Heines Urteil über die musikalischen Zeitgenossen zu überprüfen kein Interesse mehr hat, hätte immerhin die Verpflichtung, das Andenken einer erlauchten Frau, der auch im Tode von Gesetzes und Gefühls wegen mehr Ehrfurcht zukommt als dem lebendigen Rothschild, gegen den beispiellosen Versuch zu schützen, von ihm noch das journalistische Wirken eines Dichters verklären zu lassen, der an den zahlenden und gelobten Meyerbeer die Worte gerichtet hat: »Denn ich habe den Grundsatz, kein Geld, und sei es noch so wenig, abzuweisen. (Wie schlecht kennen mich die Leute, die mich für einen Menschen ohne Grundsätze ausgeben!)« und welchem Meyerbeer geantwortet hat: »Liebster Heine! . . . Sie schreiben mir einen so bitteren Brief, weil der gegenwärtige Zustand meiner Kasse mir nicht gestattet, diesmal Ihren Wünschen Genüge zu leisten« Die Majestät Goethes und einer Fürstin, die im Tod nicht ahnungsloser vor diesen Dingen steht als im Leben, sind gerade gut genug, um die größte Literaturlüge, mit der je der Welt eine Judennase gedreht wurde, durchzuhalten und die die Kosten einer Unsterblichkeit decken zu helfen, deren Bewerber zugleich der ewige Bittsteller Rothschilds war und einmal

18

an den Bruder Gustav geschrieben hat: „... Dann auch fürchtet der Mann, daß ich ihm etwas thue vor dem 21sten dieses Monats, wo durch die geringste Böswilligkeit von meiner Seite alle seine Hoffnungen zertrümmert werden könnten; er möchte sich vor diesem Termin gegen jeden Angriff sicher stellen, u. er hat auch ganz Recht, wenn er sagt, daß ich nichts dadurch erlange, wenn ich ihn ruiniere, u. ich im Gegentheile zu meinem Geld komme, wenn er stehen bleibt... Hat er wirklich meine Actien auf das Guthaben der Iris in Rechnung gebracht, u. sich solchermaßen in Stand gesetzt, aus den dortigen Geldern mich zu rembourssieren: so habe ich erreicht, was ich von Anfang an wollte, u. ich habe wirklich durch Furcht vor meinen öffentlichen Angriffen den Friedländer gezwungen, das Möglichste für mich zu thun. Du siehst aus seinem Brief, wie groß seine Furcht ist; aber Intimidation, lieber Bruder! ist eine Waffe, die sich mit der Zeit abstumpft, u. nur im Momente benutzt werden kann. In dieser Beziehung mache ich Dich darauf aufmerksam, daß Du, im Fall Du vor dem 21sten in Prag selbst sein kannst, die jetzige Stimmung des Helden benutzest, u. für jeden Fall so viel schriftlich von ihm zu bekommen suchst, als möglich ist, um mich zu sichern, u. es ihm unmöglich zu machen, meine Sache zu abandonnieren... Drohen darf ich diesem daher auf alle mögliche Weise, u. da weder sein Schwager noch sein Schwiegervater große Sympathie für ihn haben, u. dieser Friedland auch die feigste M... ist, die je ihre Hosen besudelt hat, so ist energische Drohung hier an ihrem Platze.“

Welch ein Nachtigallenschlag! Der § 98 b bezieht sich auf Singvögel und trifft einen solchen, der mittelbar oder unmittelbar, schriftlich oder mündlich, oder auf andere Art, jemanden mit einer Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Eigentum in der Absicht bedroht, um von dem Bedrohten eine Leistung, Duldung oder Unterlassung zu erzwingen, wenn die Drohung geeignet ist, dem Bedrohten mit Rücksicht auf die Verhältnisse und die persönliche Beschaffenheit desselben oder auf die Wichtigkeit des angedrohten Übels gegründete Besorgnisse einzufloßen. Ein erschwerender Umstand ist es, wenn der Bedrohte durch längere Zeit in einen qualvollen Zustand versetzt worden ist. Ob das vermeintliche »Recht auf die Leistung« den strafbaren Tatbestand ausschließe, darüber gehen die Urteile der höchsten gerichtlichen Instanz auseinander; jede ethische dürfte über den Gebrauch der publizistischen Machtbefugnis zu solchem Zweck nur eine Ansicht haben, und gewiß nicht die, daß der Täter ein Denkmal verdient habe. Wer die Anzeige empfangen hat? Die Nachwelt. Von wem sie gemacht wurde? Sie steht in einem der Briefe, die der Familienstolz herausgegeben und »Heine-Reliquien« benannt hat. Niemand wird behaupten können, daß man aus einem gehässigen Kommentar schöpfe, wenn man solche Dokumente zum Verständnis des Dichters heranzieht; die Quelle ist nur trübe, weil die Quelle trübe ist. Und der

Liberalismus meinte von dieser Publikation, daß sie »in vieler Hinsicht ein ganz neues Licht auf Heines Leben wirft«, und knüpfte an sie die berechnete Hoffnung, sie werde »eine förmliche Umwertung in der Beurteilung Heinrich Heines bewirken«. Welcher Wahnsinn diese Verehrer peitscht, mit Reliquien, die sie vor den Feinden sorgfältiger vergraben müßten als einen Schmuck vor den Kosaken, auf die Straße zu jagen, ist unerforschlich. Die Neue Freie Presse punktierte damals das Wort Memme, denn sie wollte offenbar lieber den Heine preisgeben, als dessen Geschäftsfreund. Sie gab noch das Bruchstück als Zuwage: »... was ich doch bestimmt wissen muß, um darnach zu handeln und den guten Moment (nicht) vorbeizulassen, wo jener Mensch noch unter dem Einfluß der Beängstigung ist...« Eine Reliquie! Sind das Gläubige oder nur Fetischisten? Nein, der Hirth und jeder von ihnen, die so um Heine bemüht sind, ist ein Verteidiger in Strafsachen, der seinen Klienten nicht nur »hineinreißt«, sondern auch noch Fakten bringt, die dem Staatsanwalt bisher unbekannt waren, und der nun behauptet, dieser »schreie auf« und klage nur noch aus Wut an, weil jetzt die Unschuld des Angeklagten bewiesen sei, während er doch vor Freude aufschreit, weil ihm der Verteidiger die Begründung des Strafantrags abnimmt. Er könnte ihn höchstens aus Langeweile zurückziehen. Er hat ~~überhaupt~~ nicht angeklagt, sondern er war dazu nur genötigt, weil eine Verteidigung erhoben wurde. Keinem Staatsanwalt würde es einfallen, diese res judicata aufzunehmen, niemand hätte ein Interesse daran, dem toten Heine, von dem es zu wissen genügt, daß er ein schlechter Dichter war, den schlechten Menschen nachzuweisen, niemand würde die großen biographischen Vorwürfe erheben, die der Hirth nicht einmal kleine anekdotische Nachträge nennen läßt. Es wäre vollständig belanglos, ob Heine von Rothschild gekauft oder bloß gezahlt war, ob ihn ein toter Onkel mehr enttäuscht hat als ein lebender Vetter, ob er den Meyerbeer geschont und den Friedländer geschreckt hat, und es wäre sicher eine eben so müßige wie niedrige Arbeit, gegen einen Toten, dessen Sünden so verjährt sind wie dessen Schöpfungen, solche Beweise anzubieten. Da kommen die Verteidiger seines Ruhms und erstatten die Anzeige, bieten Beweise an, führen sie gründlich durch, und haben noch die Keckheit, auf Freispruch zu plädieren. Wer würde anklagen, wenn die Dummheit, die die Schuld fakten herbeischleppt, nicht auch die Stirn hätte, sie für Gegenbeweise auszugeben, den, der bei weitem nicht so gut informiert war wie sie, den Verleumder zu nennen und zu sagen, die von ihnen verfolgte Unschuld sei endlich rehabilitiert! Daß

19

Schmutzigkeiten und Schiebereien ein Gegenstand literarhistorischer Untersuchung sein können und daß es Menschen gibt, die so etwas als Brotstudium treiben, ist für sich selbst eine klare Tatsache von kulturhistorischer Bedeutung. Unverständlich aber bei dem wissenschaftlichen Eifer die sittliche Anstrengung, die ihn antreibt. Es wird für alle Zeit das Geheimnis der Literaturforschung bleiben, warum die menschlichen Fragwürdigkeiten, die sie zusammenklaubt, ihren Liebling »reiner, anziehender und liebenswürdiger« erscheinen lassen, ihm »neue Verehrer werben, Ungläubige bekehren« sollen, und es wird wichtig sein, nachzusehen, ob der Herr Hirth in sein Götterbild selbst diese Züge, ob er in seinen fortzusetzenden Briefwechsel auch diese Korrespondenz über Friedländer und die mit Meyerbeer aufnimmt. Wie weit er darin gehen wird, seinen Dichter für sich selbst sprechen zu lassen, wird schließlich Sache seines Forscherehrgeizes sein. »Möge der zweite Band, der nicht weniger als fünfhundert ungedruckte Briefe enthalten soll, bald dem ersten folgen«, wünschte Herr Wittmann. Wir sind gespannt. Jedenfalls hatte jener Hirth aber schon den besonderen Mut, ein Bekenntnis von anderer Seite, von dem er nicht sagt, wie er zu ihm gekommen ist, in Umlauf zu bringen: »Die Journalisten rechnen es mir sehr hoch an, daß ich eine Verehrerin von Heine bin, sie sind stolz darauf, daß ich ihren Heine liebe...« Der Hirth gehe mir aus den Augen! Solche Verehrung war gewiß noch weltenweit entfernt von dem Anspruch auf solche Zustimmung! Aber man sollte uns endlich auch damit verschonen, die Bedeutung Heines von ihr zu bestreiten, und lieber selbst die Beweise für Heines lyrische Bedeutung — statt derer für seine menschliche Nichtigkeit — herbeizuschaffen trachten. Eine einsame Frau muß vor Versgebilden, deren greifbarer Inhalt Mondschein und Liebe sind, keinen anderen Standpunkt haben, als die Menge. Die Natur wäre noch immer in Ordnung, wenn das literarische Urteil einer Frau fehl geht. Viel vorbedeutender für ein Chaos ist, daß es noch immer Maskulina gibt, die einen Feuilletonisten des Witzes und des Gefühls »für den größten Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, halten und die ungeheure Frechheit haben, von »zwei großen Welt dichtern« zu sprechen, die nun zusammen in Frankreich unbeliebt geworden seien. Als Goethe den Journalisten, der ihm lächelnd zu sagen wagte, er arbeite jetzt an »einem Faust«, unfreundlich verabschiedete, hatte er den Augenblick lang, den die Zusammenkunft währte, nicht die Empfindung, daß er mit diesem Besucher einmal gemeinsam auf die Nachwelt kommen oder auch nur Schulter an Schulter mit ihm aus Frankreich heimkehren werde. Das hätte ein Goethe wissen müssen! Die gebildete Banalität, ungewarnt »vor kleine Lieder«, weiß es anders, und wenn sie noch eine Nachwelt hat, so wird diese sich die Seiten vor Lachen halten über die lyrische Eindrucksfähigkeit, die jene vor die Revolverjournalisten bewährt hat.

- Schrift

x

x

x

München

München

Anfänger

Handwritten text on a brown paper strip, oriented upside down. The text includes the name "Noboa" and the phrase "auf der Seite".